

Bote von St. Afra

Vierteljahrsblätter

der Fürsten- und Landes-*schule* St. Afra

Herausgegeben im Namen des Lehrerkollegiums von Rektor Dr. Hartlich

8. Jahrgang

Oktober 1930

Nummer 2/3

Inhalt: Meine Erde. Chronik. Lehr- und Wanderjahre eines Altafraners. Eine fünfwöchige Frühlingsfahrt nach Italien. I. Teil. Soll ich Pfarrer werden? Rede des Rektors zum Schulfest. Turnfahrt 1930. Zusammenkunft des Jahrganges 1914. Zwei Lebensläufe. Zwei Rheinlandgedichte. Schulbank. Warum ist die Juli-Nummer des Boten ausgeblieben? Elternversammlung. Novemberball. Quarta Afrana. Familiennachrichten. Geschäftliches.

Meine Erde

Oh, ich verleumde meine Erde nicht!
Ich liebe sie — nur sei sie mir nicht Schranke!
Sie ist mir nicht der letzte Seins-Gedanke,
So wenig wie ihr Licht das letzte Licht.

Christian Morgenstern.

Chronik.

Daß die Sonne ihre vorgeschriebene Reise vollenden muß, verkündet der Erzengel Raphael im Faust, und daß Helios nicht wagen darf, seine Bahn zu verlassen, sollen ihn nicht die Erinyen, der Dike Schergen, ausfindig machen, behauptet drohend der alte Heraklit. In der ersten Woche der Osterferien war ich nahe daran, die Erinyen auf des Helios Spur zu hegen, aber am Ostersonnabend, nachm. 5 Uhr, kehrte er auf goldenem Wagen leuchtend zu seiner Pflicht zurück. Unter Regen und Sonnenmangel litten auch die Arbeiten, die das Landbauamt fürsorglich auf der Krankenburg angeordnet hatte. Die Unzulänglichkeit dieser Räume hatte sich oft schmerzlich fühlbar gemacht. Nun aber dürfen wir uns der neuen Einrichtung freuen und rühmen: Zwei früher als Wohnräume der Wirtschafterin dienende Stuben sind der Krankenburg zugewachsen, Bad und

WC konnten eingebaut, telefonische Verbindung mit Rektor, Hebbomadad, Hausverwalter, Rentamt und Küche hergestellt werden. Wir mußten freilich den Befehl ausgeben, daß niemand krank werden dürfe, denn als am 27. April (Sonntag) die Alumnen eintrafen, war die Burg noch unzugänglich.

Sonst bedeutete diesmal der Schulanfang nur die Erfüllung des Satzes: res instituta porro tractatur, denn seit dem 1. April war ja bereits in den neuen Klassen unterrichtet worden. Am 30. April (Mittwoch) bot uns Herr Oberstleutnant von Olberg einen Vortrag über die Überraschungen der Technik im Weltkriege, den 1. Mai brachten unsere Alumnen nicht mit politischen Umzügen, sondern mit natürlichen Ausflügen zu. Am 4. Mai aber erfüllte sich ein seit Jahren gehegter, sehnächtiger Wunsch der Ufraner: die Bootstaufe des schmucken Ruderbootes „St. Ufra“. Dankbar sei vorerst der verehrten Einzelsifter und Jahrgänge gedacht, die durch ihre Spenden uns den Bau des Bootes ermöglicht haben. Die Feierlichkeit fand bei schönstem Frühlingswetter vor dem Bootshaus des Ruderklub Neptun statt, mit dem wir in engster Verbindung stehen; er hat die ganze Veranstaltung zu einem wirklichen Fest erhöht. Nach der Begrüßungsansprache des Herrn General Franz erhielt der Rektor das Wort, und anknüpfend an den alten Mythos vom Streite der Pallas Athene und des Poseidon um den Besitz von Athen deutete er die Bootstaufe als eine Versöhnung der Gottheiten: Pallas Athene, die Vertreterin der Wissenschaft, weiht dem Poseidon ein Boot und erkennt damit an, daß sie einverstanden ist, wenn ihre Jünger in dem Reiche des Gottes die Kräfte des Körpers üben und den Willen stählen. Der schlanke phaselus ruhte während der Rede mit Girlanden umwunden auf den Trägern, nun ward eine Flasche Sekt an ihm zerschellt und ihm der Name „St. Ufra“ gegeben. Sofort ward er nun seinem Elemente überliefert, und bei der stolzen Auffahrt sämtlicher Ruderboote des Klubs, die nun erfolgte, zog er vor allem die Augen der Schauenden auf sich.

Am 6. und 7. Mai waren unsere Turnfahrer unter Führung von Dr. Schielemann und Oberlehrer Helm unterwegs; sie hatten die Elbhöhen bei Auffig in stürmendem Marsch genommen und kamen sehr fröhlich zurück. Zu einer Besprechung über die kirchliche Versorgung der Fürstenschüler, an der außer dem Rektor und Konrektor auch Herr Pfarrer Doerne teilnahm, war am 7. Mai Herr Geh. Konsistorialrat Dinter anwesend. Einem sehr ernsten und taktvollen Vortrage des Herrn Dr. Gerber über Fragen der Sittlichkeit wohnten am 10. Mai Schüler der Primen in der Geipelburg bei. Am 17. Mai nahm der Dezernent der österreichischen Bundeschulen, Herr Ministerialrat Dr. Belohoubek, eingehend von den Einrichtungen St. Ufras Kenntnis. Und nun waren wieder die Tage der Weiskner Pastorkonferenz gekommen, die wir gern in unseren Räumen aufnehmen, weil wir selber von dieser Veranstaltung inneren Gewinn haben und zugleich viele Ufraaner begrüßen können. Die Primaner hörten am Montag abend (19. Mai) den fesselnden Vortrag des Dresdner Hochschulprofessors Dr. Stepun über: „Russische Frömmigkeit und Bolschewismus“, und am andern Morgen früh waren sehr viele Schüler Zuhörer der tiefsten Predigt des Professors D. Dedo Müller in der Frauenkirche. Am 25. Mai wohnte der Rektor in Leipzig dem Festaktus zur Feier des 50jährigen Bestehens des R. Albertgymnasiums

und nachmittag der Aufführung des König Oedipus in der Ursprache bei.

Ehe uns der Mai entschlüpfen konnte, hielten wir am 31. (Sonabend) unseren Maientanz. An der vorhergehenden, sehr gelungenen Musikdarbietung waren außer der Hauskapelle und dem Chor (geleitet von Mihlan) in erster Linie der 1. Präcentor Rahnefeld I und die Unterprimaner Meher II und Woldert beteiligt. Schnell vergingen nun die Tage bis zum 6. Juni, der den Coetus in die Pfingstferien entführte. Für die erste Woche nach den Ferien mußten wir zwei Altphilologen, die Herren Winter und Caspari, entbehren, die zu den akademischen Kursen in Leipzig beurlaubt waren. Gelegentlich eines in diese Woche fallenden Wandertages besuchten Schüler der oberen Klassen die Hygiene-Ausstellung, andere das Albertinum. An der örtlichen Augustanafeier (25. Juni) an und in der Frauenkirche nahm der Rektor teil, an dem wegen der Wahlen auf den 29. Juni verschobenen Festgottesdienst in der Ufrakirche das Lehrerkollegium und der gesamte Coetus. Es folgten nun Tage starker innerer und äußerer Bewegung: Wir erlebten es voller Freude mit, daß die Franzosen das Rheinland verließen; in einer abendlichen Stunde am 30. Juni stellte Studienrat Hesse im Betsaal die Geschichte der Befreiung, die Bedeutung der Befreiung und das Ziel unserer deutschen Wünsche dar. Der Rektor aber, im Besitze des Telegramms des Herrn Prof. Dr. Voß-Frankfurt a. M., konnte jenen Sängerkrieg entseffeln, von dem die Schulfestrede erzählt. Denn die Festtage waren nahe herbeigekommen.

Am Donnerstag (3. Juli) brachten mächtige Lastautos das Winderisig, gleich nach dem Mittagsoenafel begann die Arbeit. Die Zelte wurden aufgeschlagen, und es entwickelte sich das jedem Ufraaner bekannte Leben. Um aber Abwechslung in zum Teil erstarrte Formen zu bringen, fuhr Freitag früh bei schönstem Wetter der Coetus zu Schiff nach Diesbar; mit dem Mittagsdampfer kehrte er sehr befriedigt zurück. Die große Wurst wurde, wie in älteren Zeiten, im Hofe gebrochen und hing zur festgesetzten Stunde, derweil am Brunnen manches Wiedersehen gefeiert wurde. Der Ausmarsch am 5. Juli (Sonabend) gelang prächtig, die Sonne und der lange Güterzug kamen zu festgesetzter Zeit. Die Andacht mit Beziehung auf Vergangenheit und Gegenwart hielt der Hebbomadad, Studienrat Hökel. In der Gaststätte ‚Rotes Haus‘ nahmen wir den Frühkaffee und marschierten dann durch das Nossener Tor auf den großen Platz im Zwinger. Nach stramm durchgeführter Parade löste sich der Zug auf, und es folgte im kleinen Zwinger die ‚große Bummel‘. Der Aktus, der durch die Hauskapelle unter Leitung des Kantor Helm durch das Concerto grosso in d-Moll von Vivaldi eröffnet wurde, war gut besucht. Der Rektor konnte die Herren Geh.-Rat Poeschel, Rektor Frauastadt und Gemahlin und einige Jahrgänge ehem. Schüler begrüßen. Zu spät bemerkte ich die Anwesenheit des Schirmherrn der Ufraner-Stiftung, des Herrn Dr. Weber mit seiner Gemahlin und des Herrn Pfarrer Dr. Günther-Oslo, dem wir nie vergessen, daß er in den Hungerzeiten von St. Ufra uns vom Ausland her versorgte. Die deutsche Rede über die Gestalt der Iphigenie bei Euripides und Goethe hielt Mittag, Griechisch sprach Weikert, Lateinisch Droop, Französisch Bock, Hebräisch (Psalm 118) Bachmann, die lat. Elegie war von dem Unterprimaner Leuschner verfaßt und wurde von ihm vorgetragen. Nach einem Allegro

für zwei Violinen und Klavier von Händel folgte die Rede des Rektors, der am Schlusse eine große Zahl von Prämien und Stiftungen verkünden konnte. Die Strophen 1 und 2 des Chorals: 'Eine feste Burg,' von unserem Kollegen Helm für gemischten Chor bearbeitet, schlossen das Fest. Scheinbar müssen wir künftig in unser Festprogramm aufnehmen: 4 Uhr Gewitter, Sturm, Regen. Denn es war uns wieder nicht vergönnt, uns mit unseren Gästen an den sauber gedeckten Tischen unter den Linden niederzulassen. Ein großer Aufwand nutzlos war vertan. Vor dem plötzlich überkommenen Unwetter mußten Kuchen und Schlagsahne, ein ganzes leckeres Büfett, Stühle, Tische und Tischtücher gerettet werden. Unterdessen war aber die Musik eingetroffen und spielte in dem Festsaal auf zum Tanz. Das war die Rettung. Der Regen aber hielt wüthig an, sodaß der Versuch, auch die Turnhalle den tanzenden Paaren zur Verfügung zu stellen, schon deswegen nicht recht gelang. Dafür war oben im Festsaal und in den Nebenräumen echtes afranisches Schulfestleben, an das die Teilnehmer gern zurückdenken werden. Um 12 Uhr war dann Schluß. Schluß hieß es auch 6 Tage später, als am Freitag, den 11. Juli die Ufraner in die großen Ferien zogen. Wer aber glaubt, daß nun auch der Gebäudekomplex in stiller Ruhe liege, irrt sich schwer, diesmal besonders.

Ein gewaltiges Gerüst ward alsbald über die ganze Ostfront, also nach der Freiheit zu, gespannt bis zum Dachfirst ragend, in Strömen von Staub sank der alte Bewurf dahin, Finsterniß bedeckte die Räume, vor den Fenstern bewegte sich auf schwanken Bretterlagen ein Heer von Arbeitern. Arbeiter traf man aber auch in den Innenräumen an: hier wurde die Lichtleitung verbessert, dort wurde Parkett gelegt, andere Räume bekamen neuen Anstrich, im Maschinenhaus wurde ein neuer Kessel gesetzt, der nun ohne großen Aufwand das Wannenbad im Sommer ermöglicht u. a. m. Wohnen konnte man vor Getöse und Staub nur strafweise in dieser Zeit in der Schule, und so reiste der Rektor fluchtartig mit den Seinen in das sonnige Südtirol. Freilich erst am 27. August fiel das gewaltige Gerüst, aber sie hatten sich gelohnt — die sauren Wochen: schön und schmuck und eindrucksvoll steht heute unser Gebäude auf der Freiheit, und in neu vergoldeten Lettern erglänzt gebietend die Inschrift: Christo, Patriae, Studiis. Wir haben allen Grund, Herrn Baurat von Glaßer für die bauliche Fürsorge, die er der Schule gewidmet hat, sehr dankbar zu sein.

Unsere Alumnen trafen am 18. August (Montag) wieder ein, die meisten sonnengebräunt, manche gewachsen und breit geworden, daß man sie kaum wiedererkannte. Aus vierfacher Ursache versammelte der Rektor den Coetus vor Beginn des Unterrichts im Besaal. Das Schmerzlichste stehe voran: Am 13. Juli war in den Blättern zu lesen, daß ein Flugzeug mit zwei Insassen bei Merseburg herabgestürzt sei, daß der eine, der Führer, sofort tot gewesen, der andere, unser lieber alter Schüler, stud. rer. techn. Albrecht Rübiger an demselben Tage im Krankenhause zu Merseburg verstorben sei. Diese Nachricht hat die Lehrer- und Schülerschaft aufs tiefste bewegt. Zufällig finde ich in den Aufzeichnungen, die ich in der Johannisnode gemacht habe, hinter seinem Namen die kurze Notiz: puer optimaе spei. Für die Oberprima hätte ich nun korrigieren müssen: adulescens optimaе spei. Obgleich er seiner ganzen Ver-

anlagung nach dem mathem.-naturwissenschaftlichen und dem technischen Gebiete zugetan war, duldete sein lebhafter Geist keine Vernachlässigung der Geisteswissenschaften, und immer konnte man auf seine Teilnahme oder mußte mit seiner klugen Einrede rechnen. Wir hörten dann von seinen Studienerfolgen auf der Hochschule zu Darmstadt, vernahmen, daß er sich dem Flugwesen zugewandt hätte und daß er insbesondere einen Ruf als Segelflieger genöß. Nach menschlichem Ermessen konnte man Albrecht Rübiger eine bedeutende Stellung unter den Ingenieuren Deutschlands prophezeien. Nun hatte ein Augenblick alle Hoffnungen vernichtet und eine verehrungswürdige Mutter, die sonst schon viel Leid erfahren hat, in neues Leid gefüllt. Bei der Beerdigung vertrat Dr. Hansen die Schule und legte in ihrem Namen einen Kranz nieder. Mit Worten ehrenden Gedenkens gedachte der Rektor vor dem Coetus Albrecht Rübigers. Have pia anima! — Ebenfalls nur aus der Zeitung hatten wir erfahren, daß dem Oberprimaner Paul Gerhard Judenfeind-Hülße von der Kreis-hauptmannschaft Dresden eine öffentliche Belobigung ausgesprochen worden war, weil er mit einem anderen vereint unter eigener Lebensgefahr einen Ertrinkenden vor dem Untergange gerettet hatte. Der Rektor sprach seine Anerkennung dieser schönen That um so freudiger aus, als der Retter sie so gut wie verschwiegen hatte. Weiter hatte der Rektor einen Abschiedsgruß an den Coetus weiterzugeben von Herrn Geh.-Rat Dr. Poeschel, der in den letzten Tagen des August eine Reise nach Südamerika antrat:

Navis quae tibi creditum
Debes Poeschelium finibus Brasilis
Reddas incolumem precor.

Endlich war dem Coetus vorzustellen der uns zugewiesene Studienreferendar Herr Helmut Pruggmayer; wir wünschten ihm ein frohes und fruchtbares erstes Berufsjahr in unserer Mitte. Dann begann der Unterricht.

Zur Verfassungsfeier, die für die sächsischen Schulen auf den 25. August (Montag) festgesetzt war, fuhren wir allesamt nach Niederwartha, stiegen bei köstlichem Wetter zur Höhe, wanderten durch den Sännichtgrund, um dann steil hinan nach Weizstropp zu gelangen. Die verehrten Altafraner Gebrüder Reil hatten uns liebenswürdig den Schloßpark zur Verfügung gestellt, wir lagerten uns an geeigneter Stätte, um dann den Worten unseres Kollegen Dr. Thielemann zu lauschen, der an herausgegriffenen Paragraphen die Bedeutung des Verfassungswerkes erläuterte. Wir sangen dann stehend das Deutschlandlied und begaben uns auf schönem Wege wieder zur Dampfschiffhaltestelle zurück. Kurz nach 1 Uhr, also zur gewohnten Zeit, konnte der Coetus sein Mittagsmahl halten. Am 27. August hatten wir einen uns sehr erfreuenden Besuch: der Jahrgang 1884 kehrte bei uns ein. Die Herren wurden in der Aula mit einem Musikstück und einer kurzen Ansprache des Rektors begrüßt, auf die Herr Rechtsanwalt Glänzel erwiderte. In das afran. Erinnerungsbuch trugen sich ein die Herren Rechtsanwalt Glänzel, Dr. Baumann, Franz Adam Beyerlein, Rechtsanwalt Blüher, Dr. jur. Naumann, Pfarrer Nollau, Major Hans Edler v. d. Planitz, Landes-Finanzamtsdirektor Stark, Major von Kirchbach, Pfarrer Wendler und last, not least Oberstudiendirektor Dr. Reinhardt, der einzige Lehrer, den der Jahrgang noch zu seinem Convent laden konnte und in schöner Pietät geladen

hatte. Auch der Rektor und die Altafraner lic. theol. Höhne und Professor Winter waren Gäste der Herren auf dem Burgkeller, wo alte Zeiten lebendig wurden und namentlich zwei Gedichte des Herrn Dr. Naumann rauschenden und sehr verdienten Beifall fanden. Auch die Verwaltung des Gemeinen Kastens gedenkt mit herzlichem Dank der Zusammenkunft des Jahrganges 1884.

Für den 6. und 7. September war das große Herbsttreffen der Jugendgruppen des VDU angefangen. Die Vorbereitung für die Entsendung unserer *Γεωποι* lag in den Händen unseres Kollegen Studienrat Högel. Jede Klasse durfte zwei Mann stellen, außerdem zog unser ganzer Trommler- und Pfeiferzug mit. Wie schön die Musikanten ihre Sache gemacht haben, stand sogar in den Tageszeitungen zu lesen. Jedenfalls kamen unsere Jungen sehr befriedigt zurück und voller Dankbarkeit gegenüber St. Augustin, das sie auf das gastlichste aufgenommen hatte. Wir verfehlen nicht, Herrn Rektor Dr. Frauastadt herzlichst zu danken und geloben, es bei der ersten Gelegenheit „auf Gleiche zu bringen“.

An den Reichswettkämpfen (14. September) beteiligten sich Schüler der Klassen Untertertia bis Obersekunda. Mehrere Preise wurden errungen. Ganz besondere Leistungen hatten zu verzeichnen: Dietrich Rops (OII), Hartmuth Klepl (UII), Renate Thieme (OI) als erste Sieger im Dreikampf; Rudolf Görne als dritter Sieger im 3000 m = Lauf; Sigurd Schönfeld (UII) als fünfter Sieger im Dreikampf.

Unter herzlichster glückwünschender Teilnahme des ganzen Kollegiums feierten Konrektor lic. theol. Höhne und Gemahlin das Fest der silbernen Hochzeit, und am Anfang der Großen Ferien konnten wir unserem Kollegen Dr. Thielemann zu seiner Wiedervermählung unsere besten Wünsche aussprechen. Die Schule hat wieder viele Freundlichkeit und Förderung erfahren. Wir danken herzlichst Herrn Dr. Weber und Frau Gemahlin für die unermüdlige, oft enttäuschende Tätigkeit in der Afranerhilfe. Da habe ich Unglücklicher einmal berichtet, daß unsere Bagen bei den Festen in neuen Anzügen paradiert hätten. Das hat Argernis erregt, für solchen Luxus wolle man sein Geld nicht ausgeben. Nun, die alten Anzüge waren einfach nicht mehr möglich, man mußte sie in die Lumpen werfen, so zerklüfften und zerlappt erschienen sie. Daß vier Tertianer, die durch ihre Kleidung auch unseren Gästen als hilfreiche pueri erkennbar sind, an unseren Festen Dienst tun, hat sich nicht nur als nützlich, sondern auch als notwendig erwiesen. Wenn aber vollends die Kritiker wüßten, welche Quelle von Freude es jahraus jahrein für die Jungen ist, in die Anzüge zu schlüpfen, so würden sie vielleicht ihr herbes Urteil mildern. Hoffentlich habe ich heute mehr Glück, wenn ich dankbar berichte, daß wir aus Mitteln der Afranerhilfe eine Schillerausgabe an Rudolf König (III A), eine Hebbelausgabe an Gerhard Heilmann (II B), eine Kleistausgabe an Günther Ulrich (II A) als Schulfestprämien geben konnten. Aus Mitteln, die der Jahrgang 1912 seinerzeit zur Verfügung gestellt hat, durfte sich der Oberprimaner Ernst Mittag ein Buch nach seiner Wahl beschaffen. Wie immer gab es auch eine Voeschelprämie; Empfänger waren Rudolf Bock (IA) und Renate Thieme (IA). Aus einer Stiftung des Jahrganges 1892 erhielt der Obersekundaner Ludwig Müller eine Goetheausgabe. Der Leipziger Afranerabend, der sich solange ich es weiß, an keinem Schulfeste unbezeugt gelassen hat, hatte

uns 5 Exemplare des bedeutenden Kriegsbuches Werner Beumelburg: „Sperrfeuer um Deutschland“ als Prämien geschickt, die an Rahnefeld I, Höfer I, Jänke II und Kraft vergeben wurden, Märkel erhielt Findeisen, Hausbuch sächsischer Dichtung. Für ausgezeichnete Dienste im Schulgarten konnte Löwe (OI) ein Stipendium von 75 Mk. gegeben werden, Weikert und Lennert die Moschepremie, Droop und Rops erhielten für ihre anerkennenswerten Leistungen im „Sängerwettkampf“, jener 40 Mk., dieser 20 Mk. Die Helfer auf der Krankenburg Leuschner und Beyer waren von dem Herrn der Krankenburg zuvor bedankt worden. Mit großer Freude empfingen wir schließlich die Spende des Jahrganges 1899, die der Rektor im Aktus zu erwähnen leider schüdde vergaß. Um so nachdrücklicher sei hiermit dem Jahrgange 1899 der herzlichste Dank ausgesprochen. Er wurde geführt von seinem einstigen Primus Dr. Frauastadt, dem Rektor von St. Augustin, das sich eben rüstet, das 380. Stiftungsfest zu begehen. Mit einem herzlichen Glückwunsch für die Schwester sei diesmal die Chronik beschlossen. Möge es immer von ihr heißen können:

Di te tuentur, dis pietas tua
Et musa cordi est.

Abgeschlossen am 20. September 1930.

Hartlich.

Lehr- und Wanderjahre eines Altafraners.

Es waren in diesen Tagen — am 13. Juni — 13 Jahre vergangen seit jenem Tage, an dem ich unter der Pforte, die ich reichlich drei Jahre vorher erst mit Bangen, dann mit Freuden durchschritten hatte, wieder in die Welt hinaus trat, unter jener Pforte mit der bedeutsamen Inschrift: „Christo Patriae Studii.“ Noch nicht achtzehnjährig wurde ich aus Obersekunda zum Heeresdienst eingezogen.

Aberblicke ich diese 13 Jahre, so sind es Lehr- und Wanderjahre gewesen, wie sie nicht jedem geschenkt werden. Sie führten mich durch weite deutsche Gauen von dem Nordseestrand bis zum Alpenrand, von Spree und Neiße bis zu Rhein und Mosel, ja darüber hinaus nach Nordfrankreich und Belgien und schließlich hierher in den Orient. Es waren diese Wanderjahre aber Lehrjahre. Und da stehen nun vor meinem Auge Menschen, alte und junge, die dem Schüler zum Studentsein verholfen, die den Studenten für sein Amt rüsteten, die aus dem Jüngling einen Mann machten. So mannigfaltig die Stätten waren, an denen ich längere oder kürzere Zeit weilte, so verschieden die Menschen waren, mit denen ich vorübergehend oder für dauernd in nähere Beziehung trat, ich sehe bei aller Buntheit doch immer klarer den roten Faden der Liebe Gottes, der mich durch dunkle und lichte, schwere und frohe Tage führte. Mit Dank gegen diese Gottesführung muß ich wenigstens zwei Namen nennen, die mir in meiner inneren Entwicklung für das ganze Leben von Bedeutung geworden sind: einmal die Deutsche Christliche Studentenvereinigung (DCSW.), in deren Kreisen an den verschiedenen Univer-

sitäten ich Freunde und mit ihnen den wahren ewigen Freund meines Lebens in Jesus Christus fand, und sodann die weitverzweigte Arbeit der Inneren Mission, die an den Namen Bodelschwingh und den Ort Bethel bei Bielefeld geknüpft ist, wo ich in lebendiger Anschauung sah, daß Christentum Tat ist und daß ein Christenleben, in welchem Beruf es auch immer sei, ein Leben des Dienstes sein muß.

Auch als ich nun im Frühjahr 1926 hierher kam, hörten meine Lehr- und Wanderjahre nicht auf. Scherzhaft nannte ich mich einmal Reiseprediger von Palästina und Syrien. Der wahre Kern dieses Namens ist der, daß ich wohl in Jaffa wohne und hier meine kleine deutsche evangelische Gemeinde habe, aber seinerzeit, als ich noch unverheiratet war, fast ein Drittel des Jahres außerhalb dieses Ortes war, sei es, daß ich in meinen Filialgemeinden, die nur aus 1–2 Familien bestehen, weilte, sei es, daß ich in Vertretung des Haifaer Amtsbruders in Haifa oder dessen Filialen Waldheim in Galiläa oder gar in der Hafenstadt Syriens, in Beirut, zu amtieren hatte. Wanderjahre waren es auch insofern, als ich einmal einen mehrwöchigen Urlaub zur Teilnahme an einer wissenschaftlichen Studienreise durch weite Teile des Landes benutzte und ein andermal wegen einer Konferenz mit Amtsbrüdern nach Konstantinopel reisen konnte. Ganz natürlich liegt darin schon wieder beschlossen, daß diese Wanderjahre in dem für jeden Christen, aber besonders für jeden Theologen, wichtigen und interessanten Heiligen Lande auch wieder Lehrjahre waren. Abgesehen von all dem, was das Land als solches zu sehen und zu lernen aufgibt, gibt es da praktischen Anschauungsunterricht durch die persönliche mannigfache Berührung mit verschiedenen Missionsarbeiten, deren Alltag mit seinen kleinen und großen, äußeren und inneren Fragen und Schwierigkeiten sich ein deutscher Missionsfreund ohne eigene Anschauung kaum vorstellen kann. Und die in dem vergangenen Jahrzehnt erfolgte Masseneinwanderung der Juden — stößt doch unmittelbar an das Stadtgebiet von Jaffa im Norden eine gleich große rein jüdische Stadt mit ca. 40 000 Einwohnern, namens Tel Aviv, — zwingt zum Nachdenken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des jüdischen Volkes.

Lehrjahre sind es nun aber besonders in meinem Pfarrerberuf. Da galt es zunächst einmal meine Gemeinde kennen zu lernen. Erleichtert wurde mir das durch die kleine, leicht übersichtbare Zahl der Gemeindeglieder, mit denen ich schnell bekannt wurde, wenn ich auch ein wenig nach ihnen suchen mußte, da sie nicht nur in der Stadt etwas verstreut, sondern mehrere auch in der weiteren Umgebung wohnen. Vor allem war es, um sie näher kennen zu lernen, wichtig, ihrer Geschichte nachzugehen. Es ist nicht eine Gemeinde, wie es sonst wohl die überwiegende Zahl der deutschen Auslandsgemeinden in Hafenstädten ist, deren Glieder durch ihre verschiedenen kaufmännischen Berufe dahin geführt worden sind und darum oft aus allen Gauen Deutschlands sich zusammenfinden, sondern es ist eine Gemeinde, die durch eine religiöse Bewegung entstanden ist. Ihre Vorfahren wanderten um 1870 aus Württemberg aus; mehrere Gesinnungsverwandte aus Sachsen, Hessen und aus den schwäbischen Kolonien Südrusslands schlossen sich ihnen an. Sie siedelten sich in Jerusalem, Haifa und Jaffa und in einer Landkolonie bei Jaffa an, gründeten später — im 1. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts — für die

herangewachsene Jugend drei neue Landkolonien und haben im Lauf der Jahrzehnte in zähem Fleiß viel zur Hebung des Landbaues beigetragen. Ich nenne hauptsächlich Wein-, Orangen-, auch Bananenkultur, auch bedeutende Milchwirtschaft; in Industrie und Handel sind sie ebenfalls erfolgreich tätig. Ihre religiöse Gedankenwelt, die sie schon in der Heimat aus der Landeskirche herausgeführt und zur Auswanderung nach Palästina veranlaßt hatte, suchten und suchen sie hier weiter zu pflegen. Doch als ihr Führer ganz einseitig liberale Bahnen einschlug — eigentlich ganz im Gegensatz zu seinem früheren Anschein —, trennten sich mehrere Familien von ihrer Gemeinschaft und bildeten besondere evangelische Gemeinden, suchten und fanden wieder den Anschluß an eine deutsche Landeskirche. So entstanden Ende der achtziger Jahre unsere evangelischen Gemeinden in Haifa und Jaffa, die heute dem Deutschen Evangelischen Kirchenbund angeschlossen sind. — Während des Weltkrieges wurden die hiesigen Deutschen, als im Herbst 1917 die Engländer Jaffa besetzten, nachdem sie mit ihren indischen und australischen Truppen die deutsch-türkische Front im Süden Palästinas durchbrochen hatten, in Zivilgefängenschaft nach Ägypten gebracht; mehrere waren vorher auf dem Landwege über Konstantinopel nach Deutschland abgereist, die meisten Männer waren schon längst in dem Heeresdienst, z. T. hier im Orient, eingetreten. Etwa zwei Jahre nach Kriegsschluß wurde fast allen die Rückkehr ins Land gestattet, auch erhielten sie ihren Haus- und Landbesitz, der natürlich beschädigt und abgewirtschaftet war, wieder zurück.

Das Nebeneinanderwohnen unserer Gemeindeglieder mit den Gliedern jener ursprünglichen Gemeinschaft — ihr Name ist Sempelgesellschaft — bedingt natürlich nicht nur für den Pfarrer, der neu hierher kam, eine ernste Beschäftigung mit der Geschichte und dem gegenwärtigen Stand der religiösen Unterschiede, sondern gibt auch der ganzen Gemeinde einen bestimmten Charakter, der von den Gemeindegliedern empfunden wird. Natürlich gibt es auch mancherlei Berührungspunkte mit den Mitgliedern der Sempelgesellschaft. Einmal führen uns die nationalen Belange zusammen; ferner wird die Schule, die von der Sempelgesellschaft eingerichtet ist, da sie hier mehr als in Haifa die überwiegende Mehrheit des Deutschtums bildet, von unseren wenigen evangelischen Kindern besucht; ja auch verschiedene verwandtschaftliche Beziehungen aus alter und neuer Zeit gibt es hin und her, so daß der Außenstehende, der nur flüchtig die Kolonie besucht, den Eindruck einer einheitlichen Kolonie erhält. Außerlich kommt das auch noch in der schwäbischen Mundart zum Ausdruck, die auch heute noch ganz allgemein und so echt wie im Schwabenlande selbst gesprochen wird. — Hier nun hielt ich als junger Anfänger im Beruf meinen Einzug. Aber das, was es da zu lernen gab und noch gibt, mag wohl das eben über die Struktur der Gemeinde Gesagte manches erkennen lassen. Aber innere Erfahrungen, die man da mit Menschen macht, läßt sich im einzelnen wohl kaum reden oder schreiben. Allgemein aber darf ich wohl noch sagen, daß ich das auch bei den Menschen von heute gefunden habe, was schon Augustin als Erfahrung seines Lebens so ausgedrückt hat: *cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te; namque in teo deo plouoioi onti en ellee dia tyn pollln ayapny* (vergl. Ephes. 2, 4 ff.).

Aus meinem persönlichen Leben darf ich noch erwähnen, daß ich in einem Hause unserer evangelischen Gemeinde in Haifa meine Lebensgefährtin fand, mit der ich im Herbst 1928 an den Traualtar trat. Wenn dadurch auch mein unruhiges Wanderleben zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, so begannen nun aufs neue wieder Lehrjahre; denn die Ehe stellt ja gerade wieder vor mancherlei Aufgaben, die gelernt und gelöst sein wollen, damit sie zu dem Ziele komme, das ein feines altes Wort so ausdrückt: es soll das eine das andre mit sich in den Himmel bringen. Aufs neue angefangen und erweitert hat sich nun diese Lehrzeit, nachdem uns Gott in diesem Frühjahr 1930 einen Sohn geschenkt und uns zu Eltern und Erziehern dieses Kindes gesetzt hat. Daß aber auch im eignen Heim die Wanderjahre nicht vorüber sind, daran mahnt uns die Tatsache, daß wir wohl in absehbarer Zeit diesen Ort und dies Land verlassen werden, um in die deutsche Heimat zurückzukehren.

Schließlich steht es ja über allem Menschenleben: Es ist ein stetes Lernen und Wandern. Wir haben hier keine bleibende Stadt; wir sind Wanderer zwischen zwei Welten.

Ernst Pähold, Jaffa.

Eine fünfwöchige Frühlingssfahrt nach Italien.*)

Der Winter 1929/30 hatte mir ein garstiges Andenken hinterlassen, eine Luströhren-Entzündung, die mir viel zu schaffen machte. Als auch Anfang April noch keine Besserung eintrat, gab mein fürsorglicher Arzt, natürlich ein ehemaliger Fürstenschüler, Augustiner, mir den guten Rat, schleunigst auf einige Wochen den warmen Süden aufzusuchen.

Schon viermal hatte mich Sehnsucht nach Italien geführt, das erste Mal war es Selbstzweck, später berührte ich es auf größeren Mittelmeerfahrten. Jetzt bot sich mir willkommener Anlaß zu einer fünften Reise dorthin. Das erste Ziel sollte Sizilien sein, das ich bisher nur flüchtig gestreift hatte. Außerdem verbilligt sich die Reise mit „Sizilischer Frühlingsskarte“ (Prima vera Siciliana) von der italienischen Grenze bis nach Sizilien und zurück um die Hälfte des Fahrgeldes, auch bei Benutzung eines Dampfers von Neapel aus. Zwei Tage nach diesem Entschlusse — Fieber war nicht mehr vorhanden — am 7. April brach ich auf. Freilich von Dresden und Umgebung, zu der ja auch mein Langebrück gehört, ist Unteritalien und Sizilien recht weit entfernt, und die Reise dahin, wenn man Wert darauf legt, schnell die Hauptziele zu erreichen, sehr anstrengend. Hinwärts fuhr ich bei Tage mit der Eisenbahn; von den Nächten verbrachte ich die erste in München, die zweite in Bozen, die dritte in Rom. So gelangte ich in dreimal 24 Stunden leidlich frisch und aufnahmefähig von Dresden bis Neapel.

Nur zwei Tage blieben mir bis zur festgesetzten Überfahrt nach

*) Keine Studienfahrt, sondern nur eine Erholungsreise: nicht ein Museum habe ich diesmal besucht! Der Aufsatz wurde abgeschlossen am 15. Juli 1930.

Sizilien. Da galt es bei der Fülle geschichtlicher Erinnerungen und landschaftlicher Reize, die uns in Neapel und seiner Umgebung fesseln, viele Wünsche zurückzustellen und sich möglichst auf Ergänzung des früher Geschauten zu beschränken. — Cuma (Kyme), Miseno, Posilipo (Πασιλίπολις, der Wortbedeutung nach ganz dem französischen Sanssouci entsprechend), und die Stätte der Spielhölle des Altertums, Bajä, waren mir von früher her bekannt. Den Besuch hatte ich vor 34 Jahren nicht ohne Anstrengung bis zu seinem Krater erstiegen, jetzt führt eine Drahtseilbahn den Reisenden mühelos hinauf. So lockte es mich nunmehr hinaus auf die Phlegräischen Gefilde, nach dem sogenannten Kleinen Besuch, der Solfatara bei Pozzuoli, dem alten Puteoli. Einstündige Fahrt mit Untergrundbahn brachte mich nach dem Städtchen. Nahe dabei ist ein steppenartiges Gelände von etwa 1½ Geviertkilometer, kreisrund vertieft und grün überwuchert, offenbar ein großer, noch keineswegs erloschener Krater. An zahlreichen Stellen dringen mehr oder minder kräftige helle Rauchwölkchen aus dem Boden hervor. Besonders auffallend ist diese Erscheinung etwa in der Mitte des Geländes, wo schwarzbraune erhärtete Lavawülste eine runde Öffnung, also einen kleinen Krater, umgeben. Nähert man sich der Stelle, soweit der ringsum heiße Boden es zuläßt, so hört man ein lautes Brodeln und Brägeln und Zischen, als stünde man vor der Küche einer Anstalt, in der für Hunderte gekocht und gebraten wird. Zugleich wird man am Geruche gewahr, daß mit dem Rauch auch Schwefeldämpfe dem Boden entsteigen. Brennbare Stoffe, die man mit einer eisernen Stange über die Öffnung hält, werden durch auflodernde Flammen sofort verzehrt. Vor einem schmucken Steinhäuschen holten Männer, wie ich es auch auf dem Besuch gesehen habe, mit langstieligen eisernen Löffeln Klümpchen glühender Lava aus der Öffnung heraus, formten diese am Boden zu flachen Rundlingen, denen sie in der Mitte je ein kleines Geldstück (5 oder 10 Centesimi) aufdrückten, ließen sie dann erkalten und verkauften sie an Besucher der Stätte als Andenken.

Ein eignes Gefühl befällt den auf diesen Phlegräischen Gefilden Verweilenden, wenn ihm zum Bewußtsein kommt, daß hier das Erdinnere, über dem wir stehen, ununterbrochen gärend und glühend sich emporzuringsucht. Aber wir sehen ja: das Ventil der unterirdischen Gluten, der Besuch, der, auch unter Meereswogen, mit dem Ätna in Verbindung steht, läßt die gewohnte Dampf- und Aschensäule, oft auch mit Flammen untermischt, emporsteigen. Unter Einwirkung der Luftströmungen breitet sie sich oben wagerecht aus gleich der schirmförmigen Krone einer Pinie. So lange dies der Fall, ist zu ernster Besorgnis kein Anlaß; wohl aber, wenn die Rauchsäule aussetzt, dann ist ein jäher Ausbruch oder ein Erdbeben zu befürchten, das der warnende Vorbote eines bald oder auch erst nach einigen Jahren zu erwartenden stärkeren Vulkanausbruches zu sein pflegt. Einer der schwersten Ausbrüche war es, der 79 n. Chr. Pompei, Herculaneum, Stabiae und einige kleinere Orte zerstörte; auch ihm waren 16 Jahre früher schwere Erdbeben vorausgegangen. Andere verheerende Ausbrüche wiederholten sich bis in unser 20. Jahrhundert. Wissenschaftliche Kenner und Beobachter des Besuchs befürchten ernstlich, daß „nach dem festgestellten Rhythmus der Ausbrüche“ schon für die nahe Zukunft wieder ein größerer bevor-

stehe.*) Die Umwohner wissen es recht wohl, welche Gefahren ihrem Leben und Schaffen, ihrem Besitz und Eigentum drohen, aber die Freude am Leben lassen sie sich dadurch nicht verkümmern. Selbst nach schwersten Heimsuchungen und Vernichtung vieler Mitmenschen haben sie doch immer aufs neue sich wieder angebaut, und im übrigen sind ja auch die Bedingungen dafür gerade dort besonders günstig: fruchtbar ist der Erdboden durch Sonnenwärme von oben und die Gluten von unten, Regen ist im allgemeinen selten, dann aber um so ergiebiger, und für die nötigste Feuchtigkeit sorgen schon Morgen- und Abendtau. Und noch etwas trägt wohl dazu bei, die Einwohner zufrieden und lebensfroh zu erhalten, das ist die so hervorragende Eignung des Bodens für den Weinbau. Ja, was gedeihen dort für Landweine! So köstlich an Duft und Geschmack, daß selbst der „Asket“ ihnen nicht widerstehen kann. Mögen es weiße oder rote Weine sein, mögen sie im Bereich des Vesubs oder des Atna, auf dem Festland oder auf einer der Inseln gewachsen sein, alle sind gehaltvoll und dabei gut bekömmlich. Doch wird dem Italiener der Wein nicht zum Genußmittel; ihm gehört er, in geringem Maß und meist auch noch mit Wasser gemischt, zur täglichen Nahrung. Einen angetrunkenen oder gar betrunkenen Italiener habe ich noch auf keiner meiner Italiensfahrten gesehen.

An Resten aus altrömischer Zeit hat Pozzuoli vor allem ein Amphitheater, das an Ausdehnung das Colosseum in Rom noch übertrifft. Seine Längsachse, ein gut erhaltener, jetzt unterirdischer, aber zum großen Teil oben offener breiter Gang ist 200 m lang (beim Colosseum 188 m, doch ist dieses höher). Auf ihm zogen von der einen Seite, als der via vitalis, Kämpfer und wilde Tiere in die Arena ein. Nach der anderen Seite, der via mortis, schleifte man die Leichen der getöteten Menschen und Tiere hinaus. Eine Menge anderer Gänge durchquert den Hauptgang; diese führten zu den Räumen für Gladiatoren und den Käfigen der Tiere. Das wohlerhaltene Mauerwerk besteht aus den flachen, aber großen und fest gebrannten römischen Ziegeln, die noch jetzt tadellos erhalten sind. An manchen Stellen waren auch andere wertvolle Baustoffe verwendet, so z. B. bei dem kaiserlichen Zuschauerraum Säulen aus schwarzem ägyptischen Marmor. Als ich, staunend über die riesige Ausdehnung des Theaters und über die Vertrautheit meines schlichten Führers mit allen Einzelheiten, mich der Stadt wieder näherte, gefellte sich zu mir ein italienischer maggiore di Fanteria, also ein Infanteriemajor, gab mir aus der Fülle seiner Kenntnisse weitere wertvolle Aufschlüsse über das eben Gesagte und widmete sich mir bis zu meiner Rückkehr nach Neapel. Mit ihm sah ich mir auch ein als Serapistempel bezeichnetes Gebäude an, einen Rundbau mit hohen korinthischen Säulen, der aber auch einem ganz anderen Zwecke als der Verehrung eines Gottes gedient haben kann. In einer Niederung unweit der Küste aufgeführt, steht er jetzt im Wasser, das aus dem Meere eingedrungen ist. Einen wundervollen Blick auf den ganzen Golf von Pozzuoli hatte ich von dem hochgelegenen, jetzt stark im Umbau begriffenen reichen Kloster St. Gennaro aus.

Die nächtliche Überfahrt nach Sizilien gestaltete sich so angenehm wie möglich: die See war nur wenig bewegt, die Luft klar und erfrischend.

*) Die Befürchtung hat sich leider durch das Erdbeben vom 23. Juli in der Umgebung Neapels nur zu sehr bestätigt. Anmerkung der Schriftleitung.

Nach kurzer Nachtruhe auf tadellosem Bett war ich unverbesserlicher Frühaufsteher schon um 4 Uhr wieder auf Deck und hatte gegen Morgen wieder einmal den auf nächtlichen Ballonfahrten so oft genossenen Anblick des niedergehenden Vollmondes auf der einen, der aufsteigenden Sonne auf der anderen Seite, beide Gestirne scheinbar gleich groß und gleich an Farbe, rot wie aufgeschnittene Blutapfelsinen, ein Anblick, der auch auf Goethe tiefen Eindruck zu machen pflegte. Er erinnerte sich dabei „der sehr angenehmen Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verflungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppeltglanze der beiden Himmelslichter.“

Morgens in der 8. Stunde näherten wir uns der Küste Siziliens. Erst nur als schattenhafte Umrisse, dann immer schärfer und deutlicher traten sie hervor, die beiden hohen Berge, rechts und links von Siziliens Hauptstadt. Wer sie auch nur in einer Abbildung je gesehen hat, der erkennt sie sofort wieder, die so leicht sich einprägende Gestalt des Monte Pellegrino und ganz links den Monte Catalano. Dazwischen liegt, eingebettet in die weite Fruchtebene, die goldene Muschel (Conca d'Oro), das schöne, reiche, von Türmen überragte Palermo. Hier ließen sich auch kalte stürmische Regentage, wie man sie von Sizilien nicht erwartet hatte, doch angenehm verbringen mit Betrachtung der so zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Stadt selbst und des benachbarten Monreale. Wer nun vollends, wie ich, das Glück hatte bei einer lebenswürdigen italienischen Familie — sie hieß Villa! — Unterkunft und dort auch stets gute Gesellschaft zu finden, für den war bestens gesorgt, selbst an den im April noch recht früh einbrechenden Abenden. Die Unterhaltung wurde meist in einem wahren Kauderwelsch geführt, einem Durcheinander verschiedenster Sprachen. Je weniger einer den andern verstand, umso mehr spendete er ihm Beifall; und fröhliches Lachen gab's auf beiden Seiten. Man fühlte es allen ab, daß sie sich bemüht einander Freundlichkeit zu erweisen und Freude zu machen. Gutes Wetter wurde z. B. zur Besteigung des Monte Pellegrino benutzt, zum Besuch der entzückenden Bucht und Badeanstalt von Mondello, ferner der ganz wundervoll an einem Bergehang in musterhaft gepflegtem Friedhof gelegenen Kirche Santa Maria di Gesù und zu anderen Wanderungen. Mit Kraftwagen fuhr man durch große Teile der Insel in vielen Windungen nach Segesta. Als wir uns der Stätte näherten und ich den wohlerhaltenen dorischen Tempel mit seinen 6 : 13 Säulen sah, war mir's, als empfinde ich einen Gruß von den ehrwürdigen drei Tempeln in Pästum. Merkwürdig: die im übrigen stilgerechten Säulen zeigten auch nicht eine Spur von Riefelung (Kannelierung). Als Baustoff ist fast bei allen griechischen Bauten Unteritaliens der dort gebrochene Traverтин (harter Kalktuff) verwendet. Etwas beeinträchtigt war der sonst so erfolgreiche Ausflug nach Segesta durch schwere Gewitter mit grobem Hagelschlag.

Auf solchen Fahrten bekam man doch einen ganz anderen Eindruck von Sizilien, als ich erwartet hatte. Überall sieht man Beweise für die Fruchtbarkeit des Landes und gute Pflege des Bodens; vor allem machen die zahlreichen und weit ausgedehnten Weingärten einen vorzüglichen Eindruck. Die einst so viel gepriesene ganz außergewöhn-

liche Fruchtbarkeit, die Sizilien mit seinen wogenden Getreidefeldern zur Kornkammer Roms werden ließ, ist es freilich nicht mehr, weil sich infolge der planlosen Entwaldung der Insel die Niederschläge immer mehr verringert haben. Gestaut habe ich über die vielen Bergketten, die das Land durchziehen und beim Straßenbau viele Windungen und Kehren nötig gemacht haben, ferner über die Haine von Limonen (= Zitronen) und Orangen mit ihren strahlend gelben und gelbrötlichen Früchten. Die Benennung „Apfelsine“ kennt der Italiener nicht. Die zahlreichen Ortschaften, große und kleinere, durch die ich kam, waren Zeugen der Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Auch ein Wiederaufforsten größerer Landesteile hat begonnen.

Besonders tiefe Eindrücke hatte ich vom Osterfest erwartet. Aber schon der Karfreitag brachte eine Enttäuschung: die Feier entbehrte, soweit ich es beobachten konnte, der Würde; und ganz übel verliefen die Osterfeiertage. Auf den Straßen waren jahrmärktmäßige Buden aufgeschlagen, in denen allerlei Kitsch für Kinder und Erwachsene feilgeboten wurde. Lärmend zogen die Leute daran vorbei, gekauft wurde nur wenig. Warm empföhlen wurde mir, im Dom von Monreale dem Gottesdienst beizuwohnen. Das Innere der Kirche ist mit unglaublicher Pracht, vor allem mit Gold üppig ausgeschmückt; die drei Schiffe, alle Säulen, Decken und sonstige Bauteile waren mit Gold und prachtvollen Mosaiken überkleidet. Mehr als zwei Stunden weilte ich dort. Das Gotteshaus füllte sich bis auf den letzten Platz; Offiziere und Soldaten in schmucken Uniformen waren zum Aufrechterhalten der Ordnung in dem weiten Raum verteilt. Wechselgefänge von Geistlichen und Vorträge von Sprechchören umrahmten die Predigt eines Bischofs. Wenn es auch an wirklich Andächtigen gewiß nicht fehlte, die Mehrzahl erschien teilnahmslos, man ging ab und zu, Kinder spielten und schuppten sich herum. Außen auf dem Domplatz gestlten, von jungen Burschen roh angeschlagen, die Glocken plärrend vom Turm, die an sich schon wie reines Blech klangen. Auf dem Markte tobte sich gleichzeitig ein Mann aus mit einer Pauke, indem er laut lärmend mit dem Klöppel auf sie schlug. Am widerwärtigsten erschien mir das Herumsfahren zweier großer wackelnder Gestalten in einer aus bunten Lappen zusammengeflochtenen Kleidung auf zwei gewöhnlichen Tafelwagen: Jesus und Maria, die von niemand beachtet wurden.

Wie ganz anders war es in der Osterzeit im spanischen Santa Cruz auf Teneriffa, wo ich im Jahr zuvor gleichfalls in den Ostertagen geweilt hatte. Spanienreisende berichten auch sonst von dem dort herrschenden ernstesten religiösen Geiste.

Auch in Santa Cruz war ich am Karfreitag in der größten Kirche der Stadt, der Kathedrale. Nach dem Gottesdienst bewegte sich die in der Kirche selbst aufs sorgfältigste vorbereitete Prozession durch den Mittelgang und die Hauptpforte der Kirche ins Freie. Eine gute Musikkapelle eröffnete, ernste Weisen spielend, den Zug. Sieben unsichtbar getragene Bahren, jede mit hohem, blumengeschmücktem Aufsatz, folgten. Auf jeder thronte eine Gestalt: Christus, die Jungfrau Maria in schwarzer Trauerkleidung und fünf Heilige, nach ihnen die Geistlichkeit in ihren Prachtgewändern, Abteilungen bewaffneter Soldaten, angesehene bürgerliche Würdenträger der Stadt, höchste und hohe Offiziere in Uniform

und mit allen Orden und Ehrenzeichen, Gruppen von Knaben und Mädchen. Kirche und Straßen waren überfüllt, teils von sichtlich Andächtigen, teils auch wohl von harmlos Neugierigen, aber nichts störte die Würde der Feier. Fast die gesamte Bevölkerung erschien mir wie ergriffen von der Bedeutung des Tages.

Mit treno rapido (= D-Zug) fuhr ich an einem sonnigen Vormittag der Nordküste Siziliens entlang von Palermo über Termini nach Messina. „Das Meer erglänzte weit hinaus“, aber auch der Blick einwärts ins Land lohnte sich, bestätigte er mir doch, daß man hier mit dem Aufforsten der Insel Fortschritte erzielt hat, kleine und größere Waldungen sah ich zu meiner Rechten. Die Stadt Messina liegt an der einst so gefürchteten Meerenge, die das Festland von der Insel trennt. Dort trieben ja nach der Sage die beiden Ungeheuer, die bellende und nach Fraß schnappende Skylla und die einschlürfende Charybdis ihr Unwesen und gefährdeten die Durchfahrt.

Von Messina aus unternahm ich zunächst einen Abstecher nach Taormina, einem der Haupt- und Glanzpunkte für Italiensfahrer, berühmt durch sein altgriechisches, aber römisch umgebautes, verhältnismäßig gut erhaltenes Theater. Kein Amphitheater — solche gibt's anderswo genug —, sondern ein Freilichttheater mit einem Hintergrund, wie wir ihn auch nach unserm Geschmack uns schöner kaum wünschen könnten. Von den obersten Zuschauerzügen aus blickt man durch die Lücken zwischen den Säulen der Bühne hinab auf das tiefblaue Meer und seine Küste, die uns mannigfaltige, reizvolle Bilder zeigt: Felsenriffe und dazwischen grüne Matten. Nach links zu erhebt sich stolz und malerisch der Mtna. Zu dem auf steiler Bergeshöhe gelegenen Theater führt jetzt in vielen Windungen eine schöne Asphaltstraße, auf der Kraftwagen, fortwährend einander ausweichend, hinauf und hinab sausen; aber auch hübsche Eselchen und Maultiere ziehen hier die landesüblichen hohen zweirädrigen und buntbemalten Karren.

Messina, einst die größte und schönste Stadt Siziliens, suchte ich nun auf dem Rückwege von Taormina auf. Als ich sie 1910 auf einer Mittelmeerfahrt, von Tunis über Malta kommend, zum ersten Male sah, glich sie einem Trümmerhaufen, und viel Menschenelend bot sich dem Auge. Zwei Jahre zuvor hatte ein Erdbeben sie zerstört. Mit Hilfe von Geldmitteln aus allen Erdteilen ist Messina dann wieder aufgebaut worden, aber diese sauberere neue Stadt mit ihren planmäßig in rechten Winkeln sich kreuzenden Straßen und ihren einander sehr ähnelnden Häusern läßt den Besucher kalt. Das Nagelneue, das man dort sieht, macht den Eindruck, als sei es eben sozusagen „aus dem Laden geholt“. Als ich dagegen am Nachmittag von aussichtreichen Höhen aus die Stadt überblickte, erschien sie mir zwar immer noch eintönig, aber mit ihren fast durchweg rot gedeckten Häusern doch viel ansprechender.

In der Nacht vom Ostersonnabend zum 1. Feiertag, einer Zeit, in der auch die Italiener von großer Reiselust ergriffen sind, wurden neben vielen Ausländischen auch einige Hundert einheimischer Ausflügler auf einer Eisenbahnfahre über die Meerenge von Messina nach Reggio in Calabrien übergesetzt. Beispiele rücksichtsloser Ellenbogenfreiheit waren da in Menge zu beobachten, Hilfeleistungen in solchem Gedränge waren nur selten möglich. Das war mein Abschied von Sizilien.

Die erhoffte Heilung meiner Luftröhre hatte ich bei der dort herrschenden rauhen Witterung nicht gefunden. Die Versicherung der natürlich auch in Palermo anzutreffenden „ältesten Leute“, daß sie ein so kaltes und unfreundliches Frühjahr noch nie erlebt hätten, blieb ohne Eindruck auf mich, mein Hals wurde dadurch nicht gebessert. Und doch war das üble Erlebnis dieser Nacht für mich nur der schwierige und anstrengende Durchgang zum Allerschönsten, was mir auf dieser Reise zuteil werden sollte.

Wieder nahm ein „Rapido“ mich auf, am nächsten Morgen um 8 Uhr war Neapel erreicht, und ohne Verzug fuhr ich mit Dampfer bei gutem Wetter und ruhiger See meinem letzten Ziele entgegen, rückwärts mit Blick auf den schön geschwungenen Rücken des Vesuvs und auf Neapel mit seinen weit nach beiden Seiten der Küste sich hin erstreckenden Vororten, im Westen die felsige Insel Ischia, im Osten die Halbinsel Sorrent. Das alles weckte in mir viel freundliche Erinnerungen. Nach reichlich 2 Stunden landete ich an der Grande Marina, dem einzigen wirklichen Hasen von Capri, dem Eiland, das mir's schon auf meiner ersten Italienfahrt für immer angetan hatte. Freilich hatte ich damals, wie es leider ja meist geschieht, nur einen Tag für den Besuch der Insel übrig. Tags zuvor hatte ich den Vesuv bestiegen, der damals eine etwas lebhaftere Tätigkeit entwickelte, hatte auch von seinem inneren Kraterland aus einen Blick in die finstere Tiefe geworfen. Etwas unterhalb des Gipfels hatte sich die Lava ausbrechend einen neuen Weg gebahnt: als zähe, glühende Masse quoll sie dort, 2 Meter breit ganz langsam, unheimlich hervor. Auch da hatte ich gestanden, und meine Stiefelsohlen hatten's zu büßen gehabt. An der Grande Marina nun, vom Balkon meines Zimmers aus, genoß ich an jenem schönen Herbsttag-abend den Unblick des Vesuvs, seiner Rauchsäule, die oftmals von Flammen durchzuckt war, und sah, allerdings nur sehr klein, aber deutlich, auch die ausfließende Lava. Gegen Mitternacht suchte ich mein Lager auf, aber die durch die offene Balkontür einströmende milde, würzige Luft und der Gedanke, daß so außerlesene Feierstunden kaum je wiederkehren, ließ mich nicht ruhen, ich kleidete mich wieder an und weilte in andächtiges Schauen versunken dort, bis der Morgen anbrach. Seitdem kam mir immer wieder die Sehnsucht nach Capri. Und nun, nach 34 Jahren, war mir's vergönnt, sie zu stillen, und ich blieb dort 13 Tage; die Glückszahl meines Lebens hat sich da wieder mal bewährt!

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)

Soll ich Pfarrer werden?

Wir leben in einer Zeit, da das Bildungswesen und die Bildungsarbeit quantitativ einen ungeheuren Aufstieg genommen haben. Der verschärfte Existenzkampf stellt die Eltern vor die Notwendigkeit, den Kindern für das Leben eine möglichst hohe geistige Schulung mitzugeben. Das führt zu einer Akademiker-Inflation. Fast alle akademischen Berufe sind überfüllt, die Zahl der Anwärter ist größer als der Bedarf.

Nur ein Beruf ist nicht überfüllt, der des evangelischen Pfarrers. Nur ein Studium ist nicht überfüllt, das der Theologie. Die Scheu vor dem theologischen Studium liegt begründet in der problematischen Stellung des Pfarrers in unserer Zeit. Ein materialistischer areligiöser Zeitgeist hemmt den Zustrom zum theologischen Studium. Die unsichere Stellung des Pfarrers in wirtschaftlicher Hinsicht in der Inflationszeit erschütterte das Vertrauen zu einer gesicherten Existenzgrundlage in Pfarrerberufe. Die Verdrängung des humanistischen und religiösen Bildungsgutes auf den höheren Schulen förderte die Entfremdung von Religion, Kirche und damit auch dem Berufe des Pfarrers.

In seinem Wahlpruch nennt St. Afra als vornehmstes und erstes Ziel des Bildungsganges „Christo“. Dem Christus, weil in ihm Gott, will die alma mater Afra ihre Söhne zuführen. Leider ist dieses Ziel auch auf den humanistischen Gymnasien gegenüber anderen Bildungselementen stark in den Hintergrund gedrängt worden. Aber von St. Afra darf man die Hoffnung hegen, daß es seinem Stiftungszweck treu bleiben und dank seiner Tradition und seiner im Rektor, den Lehrern und ehemaligen Schülern gegebenen Verteidiger eine Pflanzstätte nicht nur deutschen und wissenschaftlichen, sondern auch christlichen Geistes bleiben wird.

Der hohe Wert der afranischen Erziehung scheint mir darin zu liegen, daß sie dem jungen werdenden Menschen die Seele für die Welt der geistigen Werte öffnet. Ihr Vorzug ist, daß sie nicht einseitig auf wenige bestimmte praktische Berufe vorschult oder sich von wirtschaftlichen Interessen bestimmen läßt, sondern den Menschen ins Auge faßt und seine Entfaltung sucht. In den meisten Fällen wird es St. Afra gelingen, dem Schüler soviel Idealismus in die Seele zu pflanzen, daß er sich bei seinem Abgange von St. Afra und der Berufswahl nicht von materiellen, wirtschaftlichen, opportunistischen und utilitaristischen Motiven in erster Linie bestimmen läßt, sondern nach Eignung und Neigung sich entscheiden wird. Im allgemeinen wird aber das Auge des Primaners nicht so sehr bereits für die Bedeutung und den Wert der verschiedenen Berufe geschärft sein, daß er sie in aller Tiefe würdigen kann und bei seinen Berufserwägungen ins Auge faßt. Oft werden der natürliche Instinkt, Tradition des Elternhauses, Einfluß imponierender Persönlichkeiten bei der Berufswahl stark ins Gewicht fallen.

Es ist Pflicht der Altfraner, den Jungfranern bei den Sorgen und Nöten der Berufsentscheidung hilfreich zur Seite zu stehen. Umso dankbarer ergreife ich die mir freundlichst gewährte Gelegenheit, einmal im Boten von St. Afra einiges zu sagen, was mich den Weg zum Studium der Theologie und dem Berufe des Pfarrers wählen ließ.

Wenn ich in meinem afranischen Tagebuch zurückblättere, finde ich, daß ich die Berufswahl sehr ernst genommen habe. Wie ein roter Faden zieht sich durch die aufgezeichneten Stimmungen und Gedanken die Frage: Was werde ich? Wenn ich mich heute in jenen Stunden auf Afra be-lausche und zu verstehen suche, sehe ich vor allem drei Beweggründe, die mich für das theologische Studium und den Beruf des Pfarrers begeisterten.

Den ersten Anstoß gab scheinbar der Erkenntnistrieb. Bei dem Gange durch die afranischen Klassen regte er sich immer mehr. Wie

vielen anderen ist mir St. Afra darum so lieb, weil es mich zu einem „denkenden“ Menschen machte. Bald schüchtern, bald wagemutig versuchte sich der Geist auf seinen ersten Klettertouren. Welt und Leben luden ein zum „*γίγνωσκείν*“. Das Verlangen zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, wuchs mit dem Alterwerden wie ein stetig zunehmender Waldbach. Das Wort „Gott“ war mir zwar vertraut aus der tagtäglichen Umgangssprache im Elternhaus, in der Dorfschule, in den Religionsstunden und aus der erbaulichen Sprache der Kirche, aber zu einem „Problem“, das mir des tieferen Nachdenkens wert schien, ward mir der Begriff „theos“ erst durch die Lektüre Platons. Es drängte sich mir immer mehr die Ahnung auf: es gibt etwas lezt-hin Verpflichtendes für uns Menschen alle, einen heiligen Willen, der über allem Leben waltet und unbedingten Gehorsam fordert, etwas Absolutes, das Größte, Schönste und Beste. Es ist auch für mich und mein Leben die höchste Instanz, die letzte Autorität, ein sanctissimum, dem meine Seele immer wieder zustrebt. Wir nennen es Gott, *θεός*. Immer wieder führte mich das Denken zuletzt bis an jene Stelle und Grenze, da diese Größe zuerst als nebelhafter Urgrund alles Seins, später als ein Er, als persönlicher Wille entgegentritt, der auch zu mir spricht: Ich bin der Herr, dein Gott. Die Wahrheitsliebe malte mir den Beruf des Pfarrers als das lockende Land, da diesem Grundbedürfnis des Geistes mehr als in anderen Berufen entsprochen werden könne. Es muß doch etwas Herrliches sein, raunte eine Stimme in mir, Theologie zu studieren, *θεολογείν*, Gott zu „ergründen“.

Ein zweites Lockmittel war das seelsorgerliche Motiv. Als Afraner war es mir ein selbstverständlicher Wunsch, meine Person einmal nicht im Dienste materieller Bedürfnisse der Menschen zu verwenden, sondern im Dienste eines Berufes, der der Seele des Menschen dient. Wenn ich Pfarrer bin, beackere und besäe ich doch, so erwog ich, den Acker der Seelen, der Herzen, des inwendigen Menschen. Ist das nicht der herrlichste Beruf, an der Seele anderer, ob des Kindes oder gar Erwachsenen arbeiten zu dürfen? Ist nicht des Pfarrers Aufgabe, für die Seele der Menschen zu sorgen, Bausteine zu reichen, Handlangerdienst anderen beim Gestalten ihrer Persönlichkeit zu tun, einem Gärtner gleich zarte Pflanzen im Wachstum zu begünstigen, sie vielleicht gar zum Lichte führen zu dürfen? Sollte das nicht ein schöner Beruf sein, zu den Menschen sprechen zu dürfen in seinen heiligen Stunden, bei der Taufe des Kindes, in der Stunde der Eheschließung, am Grabe zu den von der Allgewalt des Todes Erschütterten, Kranken und Bekümmerten Zuspruch zu bringen, Gebeugte bei der Feier des heiligen Abendmahles der Vergebung ihrer Sünden zu vergewissern, durch die Predigt die Herzen sonntäglich zu stimmen, Gottes Wort in die Menschengewissen hineinzuwerfen, daß es seinen hellen Schein verbreite, Menschenaugen zu öffnen für das Wertvolle und Minderwertige, den Seelen die letzte Wirklichkeit Gott nahe zu bringen, der unter die Sünde Gebundene befreit? Sollte das nicht etwas Herrliches sein, dem Menschen in seiner Unruhe, seinem Streben und seiner Fragwürdigkeit, in der Religion, der Gottverbundenheit den festen Grund aufzuzeigen, der niemals wankt, als Lichtbringer dem Menschen das Heil seiner Seele in der in Jesus Christus geoffenbarten göttlichen Liebe zu zeigen? Ja, werde Pfarrer,

dann wird dein Leben — so rief eine Stimme in mir — ein Dienst an deinen Mitmenschen.

Als letzter Grund schließlich bei meiner Entscheidung für den Beruf des Pfarrers bewog mich der Gehorsam gegen Gott, wie er sich in unserem Gewissen bekundet. Das bezeugt mir der folgende aus dem letzten afranischen Halbjahre stammende Eintrag in meinem Collectaneum: „Ich will Theologe werden, da lachen die Menschen. Wie kommt es, daß sie dich, Gott, nicht brauchen? Keine Religion — und ihr Feinstes geben sie preis —. Ueber die Bibel lacht und spottet man. Ihr Toren! Die tiefen Schätze seht ihr nicht, die mir sich andeuten, der ich fast gar nichts von diesem uralten Buche ernstlich durchstudiert habe. „Modern, modern!“ ruft ihr, ihr Hohlköpfe — — —

Ich habe Gründe, dich zu leugnen, aber ich glaube kindlich an dich, mein Gott, mein Vater.“

Und der letzte Vermerk einer Rechtfertigung meiner Berufsentscheidung: „An mich treten immer wieder Versuchungen heran, die mich meinem Berufe untreu machen wollen. Alle wählen sich schöne Berufe, wo sie — nur ich bin so ein Tor, daß ich nur aus idealen Gesichtspunkten Theologe werde. Ich weiß doch, daß eine materielle Grundlage notwendig ist. Und dennoch, ich muß! Man wählt sich nicht einen Beruf, sondern wird berufen.“

Ehre, Ruhm, gesellschaftliche Achtung, Erfolg, Geld erringt man sich vielleicht in manchem anderen Berufe, aber nicht im allgemeinen im Berufe des Pfarrers. Der Stand des Pfarrers ist oft ein Stand der Niedrigkeit. Da gilt es unter Umständen allein zu stehen auf einsamen Posten, abgeschnitten von geistig gleichstehenden Menschen, die uns fördern und erquicken, auf Anerkennung durch die Menschen und sichtbaren Erfolg zu verzichten, vergebens zu arbeiten, wie Christus sich selbst zu verleugnen Gott zuliebe und Gott zur Ehre. Es ist dem Pfarrer Befriedigung genug, sich als Prediger des Wortes und Willens Gottes, als Verkündiger der allerbarmenden Liebe Gottes, als Stimme des vornehmlich durch lebendige religiöse Persönlichkeiten zu den Menschen sprechenden Gottes zu wissen. Nach unserer evangelischen Berufsauffassung ist jede ordentliche redliche Arbeit Gottesdienst, aber vom Amte des Pfarrers darf man doch wohl ohne jede Überheblichkeit sagen, daß es Gott dient. Darin liegen die Größe und die Verantwortung, die Schönheit und der Adel gerade dieses Berufes.

Unsere Zeitgenossen, deren Interessen sich zumeist in der sinnlich wahrnehmbaren Welt erschöpfen, tut es ganz besonders not, daß wir für dieses Amt Männer geschenkt bekommen, die Zeugen der andern jenseitigen Wirklichkeit Gottes sind und die den in Jesus Christus geoffenbarten, in der Bibel und der Kirche rufenden Gott vor die Menschen hinstellen. Unserem gefährdeten, verwirrten und zerrissenen Geschlecht tut nichts so not wie die Nähe des heiligen Gottes. Die Ernte ist reif. Allein es fehlen Arbeiter in dieser Ernte. Sollte die Dringlichkeit und Notwendigkeit der Arbeit, die Gottes Herrschaft unter den Menschen zu fördern sucht, nicht manchen in den Dienst der Kirche rufen?

Die Fähigkeit und Geschicklichkeit für den Dienst des Pfarrers läßt sich allerdings nur zum Teile erlernen, erarbeiten und von anderen

empfangen. Zum besten Teile muß für diesen Beruf der Mensch die Ausrüstung von Gott empfangen, denn religiöse Intuition und lebendiges religiöses Zeugnis lassen sich nicht einstudieren. Das Beste muß Gott selbst geben.

Es sollten sich darum nur solche für das Studium der Theologie entscheiden, die sich von Gott dazu berufen fühlen. Sie allein werden allezeit mit Freudigkeit in diesem schönsten und schwersten aller Berufe arbeiten.

Goernitz, Afr. 16, Pfarrer von Burkhardswalde.

Rede des Rektors zum Schulfest 1930.

Vor wenigen Tagen erhielt ich zwei Telegramme, denen ich es danke, daß ich in die rechte Schulfeststimmung geriet. Das eine kam aus weitester Ferne, aus Indien, sein Absender hatte uns erst vorige Ostern als Abiturient verlassen, wir empfangen bereits von ihm Grüße vom Schiff und aus Häfen. Nun am Ziele im heißen Indien gedenkt er des Schulfestes auf St. Afra mit den schlichten Worten: „Herzliche Grüße dem Geburtstagskinde!“ Die nahe Verbundenheit mit diesem unseren Abiturienten vom vorigen Ostern, die Ferne, in der er weilt, die Liebe und Treue, die er uns wiederholt schon bezeugt hat, machen uns diesen Gruß besonders wertvoll. Wie schön aber, daß der junge Mensch die uralte Mutter Afra Geburtstags-Kind nennt. Das ist ja die sonderliche Kraft des Geburtstags, daß man den Feiernden sub specie der ersten Kindheit sieht, das ist so reizvoll für die Kinder, daß sie Vater oder Mutter an diesem Tage selber einmal Kind nennen und aus der Kindheit etwas erfahren dürfen. Ich habe im Auftrage unseres Geburtstagskindes oft davon erzählt. Heute, wo die neue Zeit uns bedrängt, wo ein gestörtes Lebensgefühl vielfach Unruhe schafft, erscheint es nicht angemessen. In dankbarem Rückblick auf eine 387jährige ruhmreiche Vergangenheit schaut sie der Gegenwart fest ins Auge und bereitet den Weg ihrer Zukunft. Die Freude über ein Ereignis jüngster Vergangenheit leuchtet zudem über diesem Tage, und die pietas eines hochverehrten Altafraners hat dafür gesorgt, daß wir am Tage der Rheinlandbefreiung in einen Sängerkampfwettbewerb eintreten durften. Denn noch während in Frankfurt a. M. die Glocken läuteten, erhielt ich das zweite Telegramm, das mir Feststimmung brachte. Ich will es doch verlesen.

Lasse Ihnen am heutigen Tage der Rheinlandbefreiung und des Schulfestes 150 Mark zugehen für Schüler, der bestes deutsches Gedicht zum vaterländischen Gedenktag verfaßt. Entscheidung darüber in Ihren Händen. Betrag soll Beihilfe zu Rheinreise sein. In herzlicher Mitfeier und altafranischer Anhänglichkeit.

Professor Voß, Frankfurt/Main.

Es sind darauf binnen zwei Tagen 11 Gedichte eingegangen, von denen 3 in die engere Wahl kamen. Gesiegt hat schließlich der Unterprimaner Otto Meyer mit einem Gedichte, das er auf einem recht ernsten Krankenlager niedergeschrieben hat. Auch heute ist er noch nicht so weit hergestellt, daß er seine Verse selber vortragen könnte. Ich will es für ihn tun.

Zum 1. Juli 1930.*)

Sturmglöckchen brausen durchs deutsche Land,
Sie jubeln Befreiung und Freude:
Der Rhein ist gerettet aus Feindes Hand!
Frei strömt er wieder durch deutsches Land!
Nicht ward er den Räubern zur Beute!

Zwölf Jahre waren, voll Angst und Not.
Wir lagen ohnmächtig gebunden
Und konnten nur beten zum mächtigen Gott:
„Errett uns, Herr, von der Feinde Spott!“
Und haben Erhörung gefunden.

Nun steigt aus arbeitsdurchsiebertem Saal,
Aus Kirchen, Palästen und Hütten
Empor zum Schöpfer ein Dankchoral,
Daß wir nach banger, unsäglicher Qual
Das Rheinland uns wieder erstritten!

Das Rheinland, das ein Jahrtausend lang
Des Reiches Geschick miterlebte,
Wo Völker von Kampf und Minnesang,
Jung-Siegfried jubelnd den „Balmung“ schwang,
Und der Boden vom Kampfspiel erbebte.

Wo Luther mit männlich-starkem Wort
Vor Kaiser und Welschen gestanden
Und gerettet für uns des Glaubens Hort,
Der im deutschen Herzen noch heute glüht fort
Und in allen germanischen Landen.

O Rheinland, um das im harten Streit
Die Väter ihr Leben gegeben,
Dich wollen wir schützen für alle Zeit,
Trotz aller Feinde Kampf und Reid
Mit Liebe, mit Leib und Leben!

Noch ist die Stunde zum Feiern zu schlecht,
Noch steht der Feind an den Marken;
Doch es wächst in Deutschland ein stählern Geschlecht,
Gewillt zu kämpfen für Freiheit und Recht,
Und wir werden, wir müssen erstarken!

Drum braust, ihr Glocken, im deutschen Land,
Wir schwören bei Leben und Sterben
Und heben hoch zum Schwur die Hand:
Wir wollen für dich, lieb Vaterland,
Den Tag der Freiheit erwerben!

Aber auch Grüße aus China und Palästina verkünden, daß die Altafraner in weitester Ferne des Ehrentages der Schule eingedenk sind. Mit hoher Freude vollends sieht sie diese hohe Festversammlung, die trotz der anstrengenden Morgenwanderung, deren viele sich unterzogen, in dieser Aula zusammengekommen ist.

Ich sagte, die Gegenwart bedrängt uns. Wer möchte alle die Rinnale nennen, aus denen die Qual unserer Zeit strömt? Die Völker des Erdballs sind in Unruhe, starrende Waffen, klirrende Fesseln, herrische Meinungen, seufzendes Dulden, alte Werte werden in Frage gestellt, so die Geltung der deutschen Nation; die Zeit- und Raumüberwindung, sagt man, läßt nationale Bindung zu eng erscheinen, ein Handelsvolk

*) Die beiden anderen lobend erwähnten und mit Trostpfeifen bedachten Gedichte bringen wir auf S. 53 f.

die ganze Welt, oder wenigstens Paneuropa zum Gedeih der Wirtschaft und des Glückes des Einzelnen. Aber je lauter und verwirrender die Stimmen des Marktes, um so durchdringender wird da und dort ein ganz anderer Ruf vernehmbar: Gott, Ewigkeit, Sünde, Gericht. Noch erscheint den vielen der Ruf als eine Torheit, aber gerade die geistig Hochstehenden fangen an zu lauschen, und die Unruhe der denkenden Menschheit seit undenklichen Zeiten — Gott und Welt, Sein und Zeit — kommt bereits in ergreifender Weise zum Ausdruck. An ihrem 387. Geburtstag wird sich die Schule der ganzen Problemhaftigkeit der Zeit bewußt und erkennt die Verantwortung und Verpflichtung, Auskunft zu geben, in welchem Geiste und in welcher Haltung sie den Geschehnissen und Forderungen der zukunftssträchtigen Gegenwart gegenübertritt. Sie ist dabei eingedenk des Verikles Mahnung: „Weil ihr eine ruhmvolle Stätte bewohnt und ihr entsprechend erzogen worden seid, ziemt es sich, eure Würde zu wahren und euch zu erheben über das Plötzliche und Unvorhergesehene, durch das so leicht hohe Gesinnung verflaut wird.“ St. Alfrass Bestimmung war, ist und wird es sein, die Kulturwerte vergangener Zeiten, aber jeder Epoche, zu bewahren und zu verwalten, indem sie diese Werte mit dem Auge der Gegenwart anschaut. Die Summe der Kulturgüter und Kulturwerte bezeichnet man als den objektiven Geist; mit ihnen soll der subjektive Geist des Lernenden in Übung und Aneignung so in Berührung kommen, daß in seiner Seele ein eigenes Kulturideal sich bildet. Dieses Ideal wäre wertlos, wenn es nicht auf zwei Voraussetzungen ruhte: auf sittlicher Gesinnung und auf Leistung in irgendwelcher Arbeit. Woher die sittliche Forderung, d. h. unser Gewissen stammt, hat noch kein Denker feststellen können, am treffendsten finde ich das Bild, daß der Mensch bei Gewissensentscheidungen an der Grenze zur Ewigkeit stehe und daß sein Gewissen die Stimme Gottes vernehmen könne, begnadend oder vernichtend. — Für diese Grenzsituation des Menschen ist Luther ein unvergleichlicher Zeuge: In Wormis sagt er vor Kaiser und Reich, Priestern und Laien: „Ich bin gefangen im Gewissen an Gottes Wort. Deshalb nichts mag noch will widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist!“ In dem wir aber den Anfang vom Absoluten — ἀρχὴ ἀπὸ θεοῦ — nehmen, entfliehen wir der Qual, die jeder Versuchsschule bereitet ist. —

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß gerade im Jahre 1930 vier Gedenktage zu begehen waren oder noch sind, die in ihrer Bedeutung mit dem oben gekennzeichneten Problemstand in enge Beziehung gesetzt werden können. Im Oktober vollenden sich 2000 Jahre, daß Publius Vergilius Maro in Andes bei Mantua geboren wurde, 700 Jahre sind vergangen, daß Walter von der Vogelweide starb, 400 Jahre seit der Augsburger Konfession, 125 Jahre seit Friedrich Schillers Tod. Es mahnt uns aber Vergil an das weltpolitische Problem, Walter von der Vogelweide an das nationale, Augsburg an das religiöse in der Fassung Gott und Mensch, Schiller an dasselbe in der Fassung Mensch und Gott.

Vergil ist der Dichter, der mit seiner lapidaren Poesie das Recht des römischen Imperialismus vertritt. Willig läßt er den Griechen den Vorzug größerer Geistigkeit und künstlerischer Befähigung, aber kernig

erhebt er in voller Überzeugung von dem welthistorischen Beruf seines Volkes die Forderung:

Über die Völker zu herrschen mit Macht, das wolle, o Römer,
Dazu ward dir die Kraft — des Friedens Sitte zu lehren,
Unterworfen zu schonen, die Trotzigen niederzukämpfen.

Welche Fülle von Gedanken steigt angesichts dieser Verse ganz abgesehen von ihrer antiken Geltung dem Leser der Gegenwart auf! Daß Italien das Andenken des Dichters mit einem rauschenden Feste feiern will, wundert uns nun nicht mehr. Denn diese Verse sind das Glaubensbekenntnis des Faschismus. Nicht mit einer neuen Idee ist Mussolini auf den Plan getreten, sondern den alten Kulturwert des römischen Imperiums ließ er in neuem Lichte aufblitzen, und seine Anhänger sind geblendet von dem ehrwürdigen Dogma und bereit, dafür Leben und Gut zu opfern. Wir verstehen den Friedensschluß mit dem Papsttum: Roma aeterna ist die einigende Idee. „Über die Völker zu herrschen mit Macht“ begehrt natürlich Frankreich zuerst. Aus dem Gedanken des französischen Imperialismus verstehen wir Briands Paneuropa, Italiens Gegnerschaft, die deutschen Bedenken. Einweilen scheint der imperialistische Gedanke beim Völkerbund zu ruhen. Aber es wird nie gelingen, Satzungen dieses Bundes aufzustellen, die auf der Grundlage der Gerechtigkeit aufgebaut sind. Dazu wären so große Verzichtleistungen der zur Zeit Besizenden notwendig, daß dieser Entschluß wohl ad kalendas Graecas vertagt sein wird. Wie aber, wenn der Völkerbund gegen Widerpenstige einschreitet! Großmächte haben immer es geliebt, Exekutionen im Auftrag eines Bundes zu ihrem Vorteil zu benutzen. Von der Amphiktionenversammlung weg überrannte Philipp von Makedonien Griechenland. Nur das Gleichgewicht der Großmächte könnte eine Friedensbürgschaft geben. Das Suchen nach einer solchen Gleichgewichtslage ist heute einer der Gründe der Unruhe Europas. Aber nicht der einzige. Schon hören wir Wortprägungen wie Eurasiens, Euramerika, die auf die enge Verknüpfung außereuropäischer Ländermassen mit unserem Erdteil hinweisen. Sind wir also überhaupt noch in der Lage, Europa für sich betrachten zu können? Hat nicht die Raum- und Zeitüberwindung die Völker des Erdballs zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen? Wir wissen, die Wirtschaftsfäden sind durch die ganze Welt geknüpft, aber wir leiden auch innerlich mit Gandhi, unser Herz krampt sich zusammen, wenn wir von der Christenverfolgung in Sowjetrußland hören. Wie weit sind wir entfernt von dem Spießerstandpunkt des Bürgers im Faust, dem es richtig gemüthlich wird, wenn er von Krieg und Kriegsgeschrei in respektabler Ferne hört:

Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.

Aber ist es nicht auch eine Fassung der imperialistischen Idee, wenn eine Klasse kraft einer Weltrevolution die Herrschaft an sich reißen will? Daß die Geschichte mechanisch ihren Weg geht, daß die Prophezeiungen ihres Apostels schicksalsmächtig Erfüllung finden, ist ihr fester Glaube. Der Klassenkampf trägt häßlichste Züge, greift Werte an, die uns am heiligsten sind. Aber es darf uns nicht entgehen, daß die Kräfte sich mehren, die in religiöser Verbundenheit sich fühlend, die ganze Richtung zu vertiefen und veredeln anstreben. Und nun die Lösung von allen diesen

Machtansprüchen und Imperialismen? Wenn die Menschen wirklich und wahrhaft mit der Nachfolge Christi Ernst machten, so müßte auf Erden die Liebe herrschen, und nicht der Streit. Daß dieser Satz als völlig utopistisch empfunden wird, zeigt, wie himmelweit wir von dem entfernt sind, was man religiöse Verwirklichung nennt. Was aber kann uns Religion bedeuten ohne das ernsthafteste Streben nach Verwirklichung? Umso mehr hat unsere Schule die Pflicht, Staatsgesinnung in hohem, religiösem Geiste zu wecken. Der Staat ist zu bejahen als eine gottgewollte Gemeinschaft, als ein Gefäß objektiv gestalteter Sittlichkeit. Indem er die Nation darstellt in ihrer Eigenart, in ihrem historischen Erleben, ihrer Arbeit, ihrem Streben, fordert er Bürger, nicht solche, die in eigenwilliger Individualität das Ihre suchen und von der Rücksicht auf ihr Ich nicht loskommen, sondern Persönlichkeiten, die sich bewußt sind, daß sie mit ihrer Eigenart hineingestellt sind in eine Gemeinschaft, der sie ihre Gaben schuldig sind. Diese hohe Auffassung finden wir in der Antike oft herrlich ausgesprochen, fordert doch Perikles geradezu, daß der *πολίτης* ein *εραστής* — ein Liebhaber der *πόλις* sein müsse.

Ein solcher *εραστής* seines Vaterlandes ist Walter von der Vogelweide gewesen. Die ersten vaterländischen Lieder deutscher Zunge sind von ihm gefungen worden, und das „Ich“ zu besiegen, das Urübel des Weltunglücks, mahnt er:

Wer sleht den Iewen? Wer sleht den risen?

Wer überwindet jenen und disen?

Daz tuot jener, der sich selben twinget.

Sein Lied zum Preise des Vaterlandes und der Nation ist ohne jede Phrase, es sind Herzenstöne, die wir hören. Wollte Gott, wir hätten viele Deutsche, die so fühlen könnten! Natio heißt Geburt, und wie jede Geburt göttliches Geheimnis umschließt, so auch das Entstehen der Nation. Gewiß, wir sind nicht alle mehr von gleicher Blutmischung, deutsches Wesen hat auch in anderen Wurzeln geschlagen, und wer verehrt, was uns heilig ist, gehört zu unserer Nation. Gewiß, manches Kleinod ist im Laufe der Geschichte zerbrochen oder verloren gegangen, aber wir haben doch, was in deutscher Sprache Hohes gedruckt und geschrieben worden ist, wir haben die deutsche Kunst: Poesie, Musik, Malerei, Architektur, wir haben die Erinnerung an gemeinsames Leid und an die Herrlichkeit, die einst unsre war, wir wissen, daß in Millionen deutscher Herzen dieselbe Sehnsucht drängt wie in unserer eignen Seele. An der Grenze, wo fremde Sitte merkbar wird, verstehen wir Walter von der Vogelweides Vers:

tiuschiu Zucht gât vor in allen.

Vom Nationalen als einem hohen Werte durchdrungen wird St. Afra auch in der neuen Zeit die Liebe zur Nation zu entzünden suchen. Denn wie die nationale Phrase widerlich, so ruht das echte Nationalgefühl im Heiligtum der Seele und drängt uns zu Gott.

Wahrlich, die Fürsten und Bürgermeister deutscher Nation, die vor 400 Jahren die Augustana unterzeichneten, sie taten es als Deutsche vor Gott. Wie Luther in Worms standen auch sie an der Grenze und sahen etwas ganz anderes, sahen aus Irdischem in die Ewigkeit, hörten eine Stimme, der sie gehorsamen mußten, was auch immer ihrem irdischen

Dasein zustieße. Denn ihre gegenwärtige Lage war genau so, wie sie Luther darstellt:

Der alt böse Feind

Mit Ernst er's jetzt meint.

Groß Macht und viel List

Sein grausam Rüstung ist.

Auf Erd ist nicht feinsgleichen.

Wir hören das wie eine andere historische Begebenheit und fühlen dabei nichts, aber es ist ein transzendentaler Vorgang; Gott handelt hier durch Menschen kraft deren sittlicher Freiheit. Wann kommen wir denn einmal dazu, aus dem Getriebe des Lebens, das unser Zentrum geworden ist, an unsere Grenze zu flüchten, ob wir Gottes Stimme hören? Es ist das Große, und es ist die Gefahr des Protestantismus, daß er dem Menschen die Selbstverwaltung seiner Seele überläßt ohne Kontrolle. Und so leben wir eben in den Geschäften, den Leiden und Freuden des Tages, beteiligen uns im besten Falle am kirchlichen Leben, sind aber wie Jona, der Prophet, auf dauernder Flucht vor Gottes Angesicht. Aber das gestörte Lebensgefühl unsrer Tage drängt schon viele zu dem Bekenntnisse:

Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist,

Und wo soll ich hinsiehen vor Deinem Angesicht?

Darum ist die Zeit bereitet, daß der Ruf nach Buße und Veröhnung mit Gott mehr und mehr Hörer findet, die sich aus dem Zentrum an die Grenze flüchten. Dorthin gilt es auch immer und immer wieder zurückzukehren. Aber zu verharren in dieser Höhenluft vermag der Mensch nicht, er wüßte nicht, — so drückt es ein Forscher sehr fein aus — wie er die nächste Stunde irdischen Weges zurücklegen könnte. Und das ist doch unsre Aufgabe, wie ich meine, Aufgabe nach Gottes Willen, unsere irdische Wanderfahrt zu vollbringen und zwar nicht als finstre Asketen und Weltverächter, sondern in dem Bewußtsein allezeit, daß ich zwar Gottes Gnade brauche, daß ich aber meine Kräfte auf Erden regen und diese Welt an meinem Teil zu Gottes Reich gestalten soll. Es heißt Gott verarmen, wenn ich ihn nicht auch in der diesseitigen Welt wirksam denken und all das Schöne, Edle, Hohe nicht aus seiner Hand mir gespendet denken soll. „Geh aus, mein Herz und suche Freud!“ sagt ein so ernster Dichter wie Paul Gerhard. Aber Theologen gewisser Richtung und Philosophen haben sich jetzt vereint, das Höhenfeuer des Idealismus zu ersticken. Dann war also unser Bekenntnis an Schillers 125. Todesstrophe falsch:

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,

Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Ach, das Andenken wie vieler hehrer Gestalten, deren Geist zu uns wie eine Offenbarung sprach, müßten wir aus unsrer Seele reißen! Platon voran. Ich weiß, daß ich nicht mitmache. Gott hat zu allen Zeiten Menschen mit einem besonderen Reichtum des Geistes und der Gesinnung begnadet; indem wir ihr Wesen auf uns wirken lassen, ihnen zuhören, vernehmen wir auch Gottes Offenbarung. Um es an einem menschlichen Beispiel zu zeigen: Bach ist der Schöpfer herrlicher Musik; indem ich einem Künstler zuhöre, der mit feinsten Einfühlung in des Meisters Gedanken sein Werk spielt, gewinne auch ich Anteil an Bach.

So gehen mir an großen Persönlichkeiten Gottes Gedanken auf. Wahrlich, die Schule müßte unterrichtlich und erzieherisch verarmen, wenn sie die großen Persönlichkeiten der Weltgeschichte, zumeist Idealisten, überginge oder mit zersetzender Kritik behandelte. Wir kennen natürlich die *Volz* des Idealismus: er macht den Menschen zum Gott. Das ist mit aller Schärfe abzulehnen. Sowie wir uns Gott in seiner Heiligkeit nahen, sind wir nur arme, elende, sündhafte Menschen, und Christus unsere Hoffnung. Aber wenn wir in reiner Gesinnung uns an Gottes Reichthum freuen, den er auch auf diese Welt ausgegossen hat, wenn wir so zu sein uns bemühen, wie Goethe es von Schiller rühmt:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
 Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
 Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
 Lag, was uns alle händigt, das Gemeine —

sollten wir da nicht auch Menschen seines Wohlgefallens sein?

Aus dem Bußruf der gegenwärtigen religiösen Krisis erkennt St. Afra die Offenbarung der Heiligkeit Gottes. Aber auch in dieser diesseitigen Welt ist Gott immanent:

Introite! et heic deus est.

Die Schule biegt in den neuen Zeitenpfad des 388. Lebensjahres ein. Wie auch die Gegenwart uns bedrängt, wie auch das Lebensgefühl vielfach verstört ist, St. Afra hat es nicht nötig, die Inschrift zu ändern:

Christo, patriae, studiis.

Turnfahrt 1930.

Welche Freude, als uns auch dieses Jahr wieder zwei Tage zur Turnfahrt gewährt wurden! Unser Ziel sollte diesmal das Böhmisches Mittelgebirge sein. Nach kurzer Vorbereitung — nur wenige Tage lagen die Osterferien hinter uns — zogen wir am 6. Mai beim Morgengrauen mit dem neuen Lied auf den Lippen hinaus in des Wanderers Freiheit. Aber kurz war der erste Marsch, denn auf dem Bahnhof erwartete uns der Zug, der uns erst bis Dresden und dann im Elbetal hinauf nach Bodenbach brachte. Dicht lag der Nebel über den Wassern, und nur ab und zu kämpfte sich ein Sonnenstrahl durch den dichten Schleier, um sich dann im hellsten Glanz auf den Wellen zu spiegeln. Endlich hob sich der weiße Vorhang völlig, und vor unsren Augen lagen die steilen Felsabhäng der Sächsischen Schweiz. Bald fuhren wir über die Landesgrenze hinein ins Böhmerland. In Teßchen stiegen wir in die böhmische Bahn, die uns in rascher Fahrt durch Wiesen und Felder bis an den Fuß des Schreckensteines brachte. Nun aber endlich „raus aus dem Wagen“, und die Wanderung begann. Steil führte der Weg hinauf zu der uns allen durch Ludwig Richter bekannten Ruine, ein herrlicher Blick hinab ins Elbtal und auf die Stadt Aussig belohnte uns reichlich. Tief unter uns lag die noch im Bau begriffene neue Masaryk-Schleuße, die größte der Elbe. Nachdem wir noch alle Türme und Verließe erklettert und untersucht hatten, ging es weiter am rechten Ufer der Elbe durch schattige frischgrüne Buchenwälder zur Ruine Wostroy. Wieder bot sich uns hier ein wunderschöner Blick auf die vielen Ruppen und Spitzen des Mittelgebirges und auf die sich wie ein silbernes Band durch die Berge ziehende Elbe. Aus schweren Gewitterwolken grüßte uns der Gipfel des Milešauer.

Weiter ging es nun munter durch Wiesen und Felder zur Elbe hinunter. Unterwegs begrüßte uns auch eine Nachtigall mit ihrem Lied. — Ein Dampfer brachte uns bis Birnai. Hier besuchten wir die neuerbohrte Mineralquelle, die bis sechs Meter hoch aus der Erde emporspritzt. Natürlich mußten wir alle das Wasser kosten,

aber die meisten stellten ihr Glas nach dem ersten Schluck mit schiefem Gesicht wieder beiseite, denn es schmeckte nach nichts. Einige ganz Begeisterte versuchten auch, sich auf den Strahl zu setzen, aber nur mit dem Erfolg, daß das Wasser sich zur Seite einen Weg suchte und außerdem Hemd und Hose des „Bändigers“ vollkommen durchweichte. — Nach diesem fröhlichen Erlebnis ließen wir uns am Schreckenstein übersetzen, um am anderen Ufer auf schattigem Höhenweg nach Aussig zu wandern. Mehr oder weniger müde zogen wir Turnfahrer in der Stadt ein. Die Straßenbahn brachte uns dann schnell zur Herberge, die draußen auf einer Höhe vor der Stadt liegt. Nach einer langersehnten körperlichen Kräftigung verschwand wir bald alle unter unseren Decken.

Am nächsten Morgen rief uns die aufgehende Sonne vom Lager, denn wir wollten schon zeitig mit der Bahn bis Jirkowitz fahren, um bis zum Mittag in Leitmeritz sein zu können. Von Jirkowitz stiegen wir auf den Dubitzberg. Steil war der schmale Pfad, aber desto mehr konnten wir uns über den herrlichen Blick in das Böhmisches Paradies freuen. Aus der Ferne grüßte uns schon die Ruine Ramat, unser nächstes Ziel. Wir wanderten weiter durch Wiesen und Felder und reiche Obstpflanzungen. Auch Hopfenbau konnte hier mancher zum ersten Mal beobachten. Leider war es nicht möglich, die Ruine, die wir bald erreichten, zu erklettern, denn sie ist außerordentlich haufällig und der Fels stark verwittert. Dafür kamen wir aber in eine sehr interessante Höhle vulkanischen Ursprunges unter dem Berge. Mit Kerzen bewaffnet tappten wir in den vielen finsternen Gängen herum — eine angenehme Abkühlung für uns! —

Im strammen Marsch und mit frohem Lied auf den Lippen zogen wir von hier auf der Landstraße hinein in die schöne Stadt Leitmeritz. Wir hatten noch Zeit, uns die herrliche Bischofskirche anzusehen. Fast bezaubert standen wir vor der Fülle von Schmuck in Silber und Gold, und vor den Reliquien von Heiligen in Glasfärgen.

Zu Mittag stiegen wir dann in einen Eisdampfer, der uns bis gegen Abend in wunderschöner Fahrt durch das Mittelgebirge nach Bodenbach brachte. Nun saßen und lagen wir gemütlich im Sonnenschein auf dem Schiff, und langsam sahen wir vor unsren Augen noch einmal all die Herrlichkeiten dieser Landschaft vorüberziehen. Zu beiden Seiten des Flusses dicht bewaldete Hänge oder schmucke Weinberge, darüber die vielen steilen Bergguppen und davor kleine Dörfer und einzelne Siedlungen.

Ungern stiegen wir in Bodenbach wieder in den Bahnwagen, der uns nach Meißn bringen sollte, denn wir waren alle begeistert von den Schönheiten dieses Landes, mit dem uns überdies das Gefühl verbindet: Es sind unsre Brüder, die uns dort erwarten. Und gar mancher sprach den Wunsch aus, möglichst bald wieder einmal dort in diesen Bergen wandern zu können — es ist ja alte deutsche Heimat!

Löwe Ol.

Zusammenkunft des Jahrganges 1914.

10 Jahre nach dem Abgange von St. Afra fand sich der Jahrgang 1914/20 zu einer Wiedersehensfeier zum diesjährigen Schulfest zusammen. 12 Klassenbrüder waren erschienen (Berndt, Böttcher, Conrad, Gleißberg, Hübner, Kürth, Lobeck, Lüpfer, Vehlshägel, Schröder, Spielmeyer, v. Streit), 8 davon mit ihren Frauen. Am Auszuge nach dem Götterfelsen und am Aftus konnten nur wenige teilnehmen, die Mehrzahl fand sich im Laufe des Sonnabend nachmittag auf dem Burgkeller ein. Das war eine Freude, ein herzliches und stürmisches Begrüßen, als einer nach dem anderen eintraf! Am Abend weilten wir bis gegen 11 Uhr auf der Schule bei Tanz und Unterhaltung und zogen anschließend in den Winkelkrug, wo die schnell verfließenden Stunden heiterer und ernster Erinnerung gewidmet waren. Wir gedachten derer, die zu kommen verhindert waren, die aber fast alle in Briefen zu uns sprachen und aus

dem vergangenen Jahrzehnt ihres Lebens berichteten, und wir gedachten auch derer, die schon der kühle Rasen deckt: Donath, Kruspe, Delosea, Frenzel.

Der Sonntag begann mit einem Frühshoppen im Ratskeller, wo wir auch gemeinsam aßen. Dann führte uns der Weg hinaus nach der Krieger-Gedächtnisstätte in der Nikolaikirche und über die Martinskapelle — wie schön lag die alte Stadt zu unseren Füßen, wie stolz hoben sich Dom und Burg empor und wie vertraut grüßte St. Afra herüber! — hinunter an die Elbe, wo wir uns überfahren ließen und bei Umlauf den Kaffee einnahmen. Bis gegen 6 Uhr blieben wir alle beisammen, dann mußten die ersten Abschied nehmen. Die aber, denen noch ein längeres Bleiben vergönnt war, fanden sich noch einmal im Burgkeller zusammen — 3 Autos von Klassenbrüdern sorgten für rasche Beförderung — bis auch ihre Stunde schlug.

Das ist der schlichte äußere Rahmen, in dem sich unser Wiedersehen vollzog. Möchten wir auch feststellen, daß unser Lebensweg uns äußerlich auseinandergeführt hat, daß auch unsere Anschauungen sich verschieden entwickelt haben — uns ist wieder zum Bewußtsein gekommen, wie fest das Band ist, das uns alle umschlingt, die wir 6 Jugendjahre auf St. Afra verlebt haben. So glücklich war der Verlauf unseres Zusammenkommens, daß wir uns schon in 3 Jahren wiedersehen wollen, 13 Jahre nach unserem Abgang, zum Dezzennalfest 1933.

Conrad.

Zwei Lebensläufe.

Ich, Gerhard Eichler, wurde als Sohn des Studienrats Alwin Eichler am 11. April 1904 in Leipzig geboren, besuchte die 1. Höhere Bürgerschule und das Königin-Carola-Gymnasium zu Leipzig. Dort bestand ich am 25. Februar 1924 die Reifeprüfung. Von Ostern 1924 bis Juli 1928 studierte ich an der Universität Leipzig Mathematik und Physik und bestand am 21. Februar 1929 die Staatsprüfung für das höhere Schulamt. Von Ostern 1929 bis zum 31. März 1930 war ich als Studienreferendar an der Oberrealschule zu Werdau tätig. Dort unterrichtete ich Knaben und Mädchen. Am 1. April 1930 wurde ich vom Ministerium für Volksbildung zum Studienassessor ernannt und an die Fürsten- und Landesschule St. Afra versetzt.

Am 17. April 1907 wurde ich, Helmut Artur Pruggmayer, als Sohn des 1924 verstorbenen Volksschullehrers Arthur Pruggmayer zu Röhschenbroda geboren. Nach vierjährigem Besuch der „Höheren Volksschule“ zu Röhschenbroda trat ich 1917 in das Realgymnasium in der Löbnitz ein, aus dem ich 1926 mit dem Reifezeugnis entlassen wurde. Vom Sommersemester 1926 bis zum Sommersemester 1930 war ich als Studierender der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung an der Technischen Hochschule zu Dresden eingetragen. Am 14. Juli 1930 beendete ich meine Staatsprüfung für das höhere Schulamt und erhielt die Lehrbefähigung 1. Stufe in den Fächern: Reine Mathematik, Physik,

Geologie mit Mineralogie. Die Themen meiner schriftlichen Hausarbeiten lauteten: In Mathematik: „Die vierblättrige Rhodonee vom Standpunkte der algebraischen Kurven und algebraischen Funktionen“, in praktischer Pädagogik: „Geologisch-mineralogischer Arbeitsunterricht“. Seit dem 1. August 1930 bin ich nun zur Ableistung des einjährigen Vorbereitungs-dienstes der Fürsten- und Landesschule St. Afra zu Meißen zugewiesen.

Frei ist der deutsche Rhein!

Es tönt ein dumpfes Läuten
In deutscher Sommernacht
Was hat dies zu bedeuten?
Du deutsches Herz, gib acht!

Der Glocken dunkles Singen
Engt mir das Herz so schwer.
Da — unter ihrem Klingen
Schau ich ein Totenheer.

Soldaten hör ich klagen,
Höre schwellen lauten Chor.
Unzählig dringen Fragen
An meiner Seele Ohr.

Am Fenster still ich lausche
Dem düstern Totensang.
Und dann ich Antwort tausche
Unter dunklem Glockenklang:

Wir toten Soldaten starben
Für unserer Heimat Glück.
Um Deutschlands Freiheit wir warben —
Wann kehrt sie für Deutschland zurück?

In Frost und in Sonnengluten
Wir stritten um Deutschlands Sein.
Unsre Wunden noch immer bluten,
Weil nicht frei sind Heimat und Rhein!

Wir irren durch deutsche Lande,
Solange die Heimat nicht frei,
Solange sie schmerzen, die Wunde
Qualvoller Tyrannie.

Wir haben erst Ruhe gefunden
Und ziehn in die Gräber ein,
Wenn gestillt und gekühlt wir die Wunden
Im freien deutschen Rhein!

Da tönten so helle die Glocken,
Und ich rief in der Toten Heer:
Ihr Brüder, ihr sollet frohlocken;
Der Rhein ist kein Sklave mehr!

Wenn auch die Heimat muß tragen
Noch Ketten der Sklaverei,
Dies Herrliche kann ich euch sagen:
Der deutsche Rhein ist frei! —

Klaus Droop.

Der Rhein ist frei!

Und wieder braust ein Donnerklang
 In allen deutschen Gauen,
 Und unser deutscher Freiheitsfang
 Klingt voller Gottvertrauen.
 Von Kurland bis zur Lorelei
 Wogt nun der Ruf: Der Rhein ist frei
 Und muß es ewig bleiben!

Die hehren Zeugen deutscher Macht
 Schaun wieder frei ins Weite,
 Der deutsche Weinberg blüht und lacht
 Und breitet Freiheitsfreude.
 Auch Vater Rhein blickt froh hervor,
 Und alles jauchzt mit ihm im Chor:
 Der Rhein ist wieder unser!

Elf schwere Jahre hieltst du stand
 Mit Mühen, Darben, Schmerzen
 Und wahrtest treu dein Vaterland
 In deinem deutschen Herzen.
 Das soll dir nie vergessen sein,
 Du deutsches Volk am deutschen Rhein,
 Was du für uns gelitten!

Wir deutschen Jungen treten ein
 Und schwören hier aufs neue:
 Wir schirmen dich, du deutscher Rhein,
 In echter, fester Treue.
 Du Rhein, der du seit alter Zeit
 Stets Zeichen deutscher Herrlichkeit,
 Mußt immer unser bleiben!

Dietrich Kops.

Schulbank.

Obwohl in jeder Abrechnung angegeben ist, wieviel Geld und bis zu welchem Tage es einzuzahlen ist, scheinen unter der Elternschaft noch Unklarheiten zu bestehen, weshalb ich die wesentlichsten Bestimmungen hier wiederholen möchte (s. Bote 1929, 2). Auf den Konten ist nach den ministeriellen Bestimmungen ständig ein Vorschuß zu halten; Eltern, die ohne jede Erklärung und trotz Mahnungen im Verzug bleiben, haben sowohl Zwangsbeitreibungen als auch die Entlassung ihrer Söhne zu erwarten. Da der Staat an jedem Monatsersten pünktlich die Zahlung von Schul- und Kostgeld fordert, empfiehlt sich eine monatliche Überweisung. Das Schulgeld beträgt 15 Mk. im Monat, 7,50 bei halbem Erlaß. **Gesuche um Erlaß sind auf den vorgeschriebenen Formularen (in der Schule erhältlich) zu den angegebenen Terminen bei der Direktion einzureichen**, zu spät kommende Gesuche können nicht auf Erfolg rechnen. (Näheres s. Bote 1928, 4). Das Kostgeld ist für jeden Monat das gleiche und ist ebenfalls am Monatsersten fällig, es beträgt für die erste Klasse 22,20 Mk., für die zweite 28,20 Mk., für die dritte 37,70 Mk., für Quartaner 42,70 Mk. Dazu treten für Nachmittagsmahlzeit Beiträge im Vierteljahr 12,50 Mk. (bei Ermäßigung 9,50 Mk., 6,50 Mk.) Völlig verschieden sind die Ausgaben der Schüler

für ihre persönlichen Bedürfnisse, Anschaffungen, Ausbesserungen von Kleidung und Schuhwerk. Hier versucht die Schule zu bremsen, soweit sie kann; sie bittet aber auch um Unterstützung der Eltern. Es erschwert die Arbeit, wenn die Schüler berichten, daß die Eltern die Abrechnung gar nicht prüfen oder von ihrem Jungen nur nachrechnen lassen, wenn Verlagsbriefe der Pfleger jahrelang ohne jede Antwort bleiben und den Schülern privatim größere Mittel übersandt werden, während die Schulbank monatlang warten muß. In Fällen begründeter Notlage haben wir, soweit wir konnten, nicht nur mit Kredit die Eltern unterstützt.

Noch sei daran erinnert, daß alle Wäsche- und Kleidungsstücke der Alumnen **deutlich gezeichnet** sein müssen. Hansen.

Warum ist die Juli-Nummer des Boten ausgeblieben?!

Allen unsern Lesern und namentlich denen, die sich liebevoll nach der Anfang Juli fälligen Nr. 2 erkundigt haben, diene Folgendes zur Auskunft: Wir haben uns über jede Anfrage gefreut, weil sie uns ein Zeichen der Anteilnahme war. Nr. 2 ist nicht ausgefallen, sondern mit Nr. 3 zu einer Doppelnummer verschmolzen worden, weil mehrere in Aussicht genommene Beiträge damals noch nicht eingegangen waren; eine Notgeburt herauszubringen wäre sicher nicht im Sinne unserer Leser gewesen. Soweit irgend möglich wird im Wiederholungsfalle das Erscheinen einer Doppelnummer im vorhergehenden Hefte angekündigt werden. Die Schriftleitung.

Die Elternversammlung

ist für Sonnabend, 25. Oktober, nachm. 5—7 Uhr in Aussicht genommen. Hierzu werden alle Eltern und Erziehungspflichtigen hierdurch eingeladen. Vorgesehen ist u. a. eine Besprechung über „Politik und Schule“.

Der Novemberball

soll Sonnabend, 8. November, von 5 Uhr an stattfinden.

Quarta Afrana.

Die neue Quarta wird von Michaelis an aus 18 Schülern bestehen. Wir machen mit ihr ebenso wie mit der vorigen Klasse recht gute Erfahrungen. Die Jungen befinden sich in ihrem kleinen Sonderheim recht wohl und werden von ihren vier Inspektoren väterlich betreut. Außerdem nimmt sich Schwester Clara dieser kleinen Gemeinde besonders liebevoll an.

Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß in diese Klasse Schüler mit und ohne lateinische Vorkenntnisse eintreten können. Sie gibt die beste Vorbereitung für die Untertertia von St. Afran.

Familiennachrichten.

Verlobt: Hans Feidler, Afr. 14, Bürgermeister von Eibenstock, mit Frä. Cläre Feustel in Lengensfeld i. V., Mai 1930. — Bernhard Pampel, Afr. 11, Oberleutnant im 11. (Sächs.) Inf.-Regt., Leipzig A. 22, Heerstr. 15, mit Frä. Maria Schmidt in Döbeln, Ostern 30. — Gottfried Schindler, Afr. 16, Pfarrer von Reinsdorf, Mittweida-Land, mit Frä. Käthe Müller in Beerwalde, Mittweida-Land, Ostern 30. —

Bermählt: Dietrich Müller, Afr. 13, Studienassessor in Chemnitz, Henriettensstraße 30, mit Frä. Eva Kersten, Juli 30. — Gerhard Zwehnert, Afr. 18, Pfarrer in Papsdorf, mit Frä. Susanne Schurig in Dresden, 7. Juli. — Kurt Röhrler, Afr. 17, in Waldenburg, Sa., Altenburger Str. 15, mit Frä. Hildegard Kürschner, 23. April 30. — Martin Dörne, Afr. 12, Lic. Dr., Stud.-Dir. in Lückendorf, mit

Fräulein geb. Hoppe in Dresden am 24. 7. 30. — Bernhard Pampel, Afr. 11, Oberleutnant im 11. (Säch.) Inf.-Regt., Leipzig N. 22, Heerstr. 15, mit Frä. Maria Schmidt in Döbeln, 22. Sept. 30.

Geboren: Sohn: Hans Dehlschlängel, Afr. 14, Assessor in Dresden (vermählt mit Urife, geb. Vesper aus Meißen), Mai 30. — Frhr. v. Streit, Afr. 14, Reg.-Rat Dr. jur. (5. Kind!).

Gestorben: Heinz Leichsenring, Afr. 11, Dr. med. Arzt in Bad Kösen, laut Postvermerk vom 20. Mai 30. — Kurt Röder, Afr. 18, cand. med. in Düsseldorf. — Albrecht Raebiger, Afr. 21, cand. rer. techn., 13. 7. 30. — Rosenthal, Afr. 77, Pfarrer i. R., Leipzig, i. 9. 30.

Bestandene Prüfungen: Assessor: Gerhard Mäther, Afr. 17, Dr. jur., Riesa, Juli 30. — Staatsexamen: Wolfgang Häntsch, Afr. 19, hat seine Staatsprüfung in alten Sprachen bestanden und ist Assistent am Institut für Leibesübungen der Universität Leipzig. — Helmut Kirbach, Afr. 17, Dr. phil., Studienreferendar in Dresden.

Promoviert: Dr. phil. Hans Platz, Studienassessor an St. Afra, mit einer Abhandlung über: Das historische Recht und das österreichisch-ungarische Ausgleichsproblem in den Jahren 1848—67.

Sonstiges. Befördert: Alfred Zerbel, Afr. 18, zum Oberleutnant der Reichswehr, am 1. Juni 30. — Hermann v. Prosch, Afr. 21, Offizieranwärter, zum Oberfähnrich der Reichswehr, August 30. — Johannes Hülse, Afr. 1900, Pfarrer in Zwidau, zum 3. Pfarrer an der Kreuzkirche in Leipzig-Neustadt, im April. — Adolph Böttcher, Afr. 14, zum Studienassessor am R.-G. Oshag.

In den Ruhestand getreten: Hans Harig, Afr. 77, bisher Oberpfarrer in Meerane, nunmehr in Dresden, Elisenstr. 6. — Ralph Ruß, Afr. 81, bisher Pfarrer von Schmorkau, nunmehr in Klobische, Querallee 3.

Geschäftliche Mitteilungen.

1. Preise: a. Jahresbezug 1930: 3 RM.
b. Einzelnummer 1 RM., ältere 0,25; solche des Jahrg. 29 0,50 RM.
c. Jahresbericht 1927—28: 1 RM.
2. Diese Doppelnummer geht den Beziehern, die trotz unserer Aufforderung in Heft 1 ihren Jahresbeitrag nicht bezahlt haben, unter Nachnahme zu.
3. Denjenigen Herren, die regelmäßige Spender der Afrahilfe des Herrn Dr. med. Weber sind, liefern wir den Boten als Zeichen unserer Dankbarkeit unberechnet.
4. Die Eltern unserer Schüler erhalten den „Boten“ unentgeltlich, falls nicht ausdrücklich ein zweites Stück bestellt wird.
5. Geldsendungen: a. Anschrift: Gemeiner Kasten zu St. Afra, Meißen, Fürstenschule.
b. Konten: Giro Stadtbank Meißen Nr. 2840,
Postcheckkonto Dresden Nr. 113531
c. Genaue Angabe der Anschrift, des Aufnahmejahres und des Zwecks der Sendung erbeten.
6. Familienanzeigen, Mitteilungen über bestandene Prüfungen, Anzeigen und Berichte über Afraernerzusammenkünfte sind willkommen.
7. Anschriften, die fehlerhaft und unvollständig waren, bitten wir zu berichtigen.
8. Fernsprecher des Rektors: Meißen 3317; des Rentamts: 3436; des Dr. Hansen 3139.
9. Ansichtskarten. Der Gemeiner Kasten verkauft eine Serie Ansichtspostkarten (Zönafel, Hof, kleiner Zwinger, Heldengedenkstein, Blick vom Primanerberg und Götterfelsen) zu je 50 Pfg. Es wird gebeten, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen.
10. Das Afraische Merkbuch ist zur Jahrtausendfeier in 2. Auflage erschienen und kann von Altafranern zum Selbstkostenpreise von RM. 4.— zuzüglich RM. 0,50 für Porto und Verpackung durch den Gemeinen Kasten bezogen werden.

Die Schriftleitung Rektor Lic. Höhne.

Bruno Chieme, Meißen, Poststraße 13.